

FRITZ SCHUMÄCHER

ERZIEHUNG
DURCH
UMWELT



9.035
2.
Expl.

Schumacher
, Fritz

Erziehung durch Umwelt

Johann Trautmann Verlag,
Hamburg, keine Angabe

Erziehung durch Umwelt

Fritz-Schumacher-Institut
Bibliothek

Datum: 17.10.13

Signatur: 9.035 2-EX

9.035

FRITZ SCHUMACHER
ERZIEHUNG DURCH UMWELT

FRITZ SCHUMACHER

ERZIEHUNG DURCH
UMWELT



JOHANN TRAUTMANN VERLAG
HAMBURG

EINFÜHRUNG

*

UNTERHALTUNGEN

*

DER KIRCHENBAU

*

DER FRIEDHOF

*

DER SCHULBAU

*

DER HAUSGARTEN

*

DAS GERÄT

*

DIE STRASSE

EINFÜHRUNG

Im folgenden will ich über die Art sprechen, wie die Umgebung, in die das tägliche Leben den Menschen führt, einen maßgebenden Einfluß auf seine kulturelle Einstellung ausüben kann, und wie man diesen Einfluß zu verstärken vermag. In Ergänzung einer bewußten Erziehung zu Verständnis und Geschmack übt dieser Einfluß eine unbewußte Erziehung aus, die man beachten muß, wenn man den Sinn für edlere Bedürfnisse in breiteren Massen des Volkes pflegen will.

Man kann fragen: Bleibt neben den Trümmern, die uns umgeben, Raum für solchen Einfluß?

Welch ungeheuren Eindruck diese Trümmer machen, hat der englische Sozialpolitiker und Menschenfreund Lord Beveridge kürzlich im Hamburger Rathaus zum Ausdruck gebracht: »Ich habe nie geglaubt, daß ich solche Zerstörungen sehen würde. - Es ist entsetzlich, wie zerstört Deutschland ist!«

Das Bild, das unser Heimatland bietet, ist also nicht etwas Selbstverständliches, weil eben überall Krieg war und es überall ebenso aussieht, sondern es ist etwas, das durch Furchtbarkeit und Grauen auffällt. Hier sollen weder Fragen noch Klagen an diese Tatsache geknüpft werden, sondern nur die Überlegung, wie die dadurch entstehenden Eindrücke auf ein Volk wirken.

Es gab eine Zeit, die für Ruinen schwärmte; die Schwärmerei ging so weit, daß man Ruinen sogar künstlich baute. Diese verstiegene Romantik belächeln wir seit langem. Aber es gibt auch Orte, die von der Schönheit ihrer *natürlichen* Ruinen leben, und niemand denkt daran, darüber zu lächeln: *Heidelberg, Bacharach, Eldena* bei Greifswald, *Heisterbach* sind von unvergeßlicher Schönheit.

Vielleicht wird es später einmal bei gewaltigen Kunstschöpfungen, die dieser Krieg nicht verschonte, so sein, daß ihre Schönheit über allem,

was ihnen angetan ist, triumphiert. In *Lübeck* beispielsweise steht man staunend vor dem Gerippe der Marienkirche; manchem wird jetzt erst klar, welch Wunderwerk sie war; ihre Majestät wirkt weiter, auch nachdem der Purpurmantel der umhüllenden Backsteinmauern zerfetzt ist. Und aus Würzburg schrieb mir jüngst ein Künstler, daß er sich in den Ruinen des Schlosses nicht von dem Anblick der großen Decke mit Tiepolos Gemälde habe losreißen können, sie habe ihm noch nie solchen Eindruck gemacht.

Es scheint in der Tat, daß es auch in der Architektur Fälle gibt, in denen, wie bei manchem Torso der griechischen Plastik, die Schönheit ungewöhnlich hell erstrahlt, wenn unser Auge auf einen besonderen Punkt ihres Wesens gelenkt wird und die Phantasie ergänzend einspringen muß.

Aber solche anregenden Wirkungen der Zerstörung sind selten, und sie treten nur hervor, wenn sie isoliert in ihrer Umgebung stehen. Wenn ich jemanden in den Trümmern Hamburgs ein Beispiel für Ruinenschönheit zeigen sollte, ich wüßte nicht, wohin ich ihn führen könnte. Die leeren Fensterhöhlen, die verbogenen Träger, die gestaltlosen Zementbrocken, die nackten Schornsteine, die wie hilfeschend ihre langen Arme aus dem unendlichen Schutt recken, all das ergibt nicht etwa ein *malerisches* Bild, sondern ein unkenntliches Durcheinander; und wo man noch etwas vom früheren Leben erkennt, da wird man an Rilkes Schilderung der Pariser Hausruine erinnert, die Malte Laurids Brigge in krankhaftes Fieber versetzt: »Das zähe Leben dieser Zimmer hatte sich nicht zertreten lassen. Es war noch da, es hielt sich an den Nägeln, die geblieben waren, es stand auf dem handbreiten Rest der Fußböden, es war unter den Ansätzen der Ecken, wo es noch ein klein wenig Innenraum gab, zusammengekrochen.«

Wir brauchen nicht weiter zu schildern, jeder kennt das heute. Wer solche Eindrücke täglich in sich aufnimmt, oder gar sein Leben durch das Einnisten in solche Trümmer fristet, der stumpft ab gegen alle Reaktionen, die in den Umkreis dessen fallen, was man »Kultur« nennt.

Aber das ist kein Grund, um die Absichten aufzugeben, die im Eingang als Ziel dieser Ausführungen bezeichnet wurden. Nein, im Gegenteil, sie können nur bedeutsamer werden. Wo die unmittelbare Umgebung versagt, da wird es immer wichtiger, was Kirchenraum und Schulhaus, die man dem allgemeinen Chaos entreißt, zu sagen haben; wie der Friedhof wirkt und der Gemüsegarten, den die Natur vielleicht schneller ordnet, als der Mensch das mit dem Trümmerfeld in der Stadt zu tun vermag; oder was die Straße bedeutet, die verschont geblieben ist, und das Gerät, das allmählich wieder dem verarmten Menschen zur Verfügung gestellt wird.

Vielleicht wird bei vielen ein Hunger nach edleren Eindrücken gerade geweckt durch die Entbehrung, und der bisher Gleichgültige merkt vielleicht gerade auf durch den Gegensatz, den er spürt.

Kurz, je anomaler das Dasein des Menschen im Augenblick ist, um so eifriger muß man das Bewußtsein von dem pflegen, was man von einem normalen Zustand verlangen kann. Wenn wir unsere kulturellen Ziele nach dem Maßstab der gegenwärtigen Not messen, geben wir uns verloren, - sie müssen unabdinglich und unverrückbar bleiben.

So werden denn im folgenden die Trümmer mit Absicht vergessen werden, und das Bild eines bescheidenen normalen Lebens der Hintergrund unserer Ausführungen sein. Diese erweisen sich insofern als zeitlos, als sie auch am Ende des ersten Weltkrieges ihren Sinn hatten. Vieles von dem, was ich damals in einem jetzt vergessenen Buch über »Kulturpolitik« sagte, kann ich heute fast unverändert wieder sagen. Vielleicht ist diese Tatsache von einem gewissen historischen Interesse, wenn man unsere innere Geisteslage nach einem zweiten verlorenen Kriege prüft.

Das gilt natürlich nur von den bescheidenen Fragen, die im folgenden behandelt werden, Fragen, die nur am Rande des Daseins stehen.

Die großen entscheidenden Probleme unseres kulturellen Lebens haben ihr Gesicht gründlich geändert, und nur, wer von der Härte dieser Veränderung ausgeht, kann sie behandeln.

Wenn man Ausschau hält nach den Eindrücken, durch die die breite Masse des Volkes in ihrem Kulturgefühl unvermerkt beeinflusst wird, kann man am Kapitel der »Unterhaltungen« nicht achtlos vorübergehen; sie spielen gerade in aufgewühlten Zeiten eine große Rolle. Es ist überraschend zu sehen, wie schnell und wie zielbewußt, mitten in den Nöten und den Trümmern der großen Stadt, die Einrichtungen und Unternehmungen, die das Ziel der Unterhaltung haben, wieder lebendig geworden sind. Daß sie den ungeheuren Zulauf haben, der sich in einem ständigen »Ausverkauft« ausspricht, braucht kaum gesagt zu werden, und daß sie ein mächtiger Faktor der Volkskultur sind, ergibt sich daraus ohne weiteres.

Es gehört zu den großen, edlen Eindrücken dieser Zeit, wie sich unmittelbar nach den lähmenden Ereignissen des Zusammenbruchs die *Musik* als Trösterin meldete. Was vor allem Bach in diesen Tagen den Deutschen gewesen ist, läßt sich kaum ausdrücken. Sein selbstgewisser, in einer unantastbaren Sphäre beheimateter Geist, strömte in uns herüber, und es gab manchen, der zum erstenmal zutiefst begriff, was er an Zuversicht und Lebensmut zu sagen hat.

Dieser Kraftstrom edler Musik hat sich immer mehr entwickelt. Wenn man sah, was beispielsweise das hungernde Hamburg im Sommer 1946 mitten in den kaum ertragbaren neuen Lasten, die ihm in diesen Monaten aufgebürdet wurden, in Gestalt einer »Theater- und Musik-Woche« seinen Einwohnern bot, könnte man stolz werden, denn es hüllte sich nicht etwa nur in die festlichen Gewänder altberühmter Meister, sondern machte in Konzert und Oper mutige Vorstöße in das Land der Zukunft und in die Sphären internationaler Gemeinsamkeit. Und das gleiche zeigte sich im Theater. Neben Goethes »Faust« und »Tasso« stand Molière, Shakespeare und Shaw. Was aber vielleicht noch wich-

tiger war, das war der Mut, mit dem man durch Uraufführungen in die problematische Produktion der unmittelbaren Gegenwart vorstieß. Kurz, man begegnete einem Reichtum an kulturellen Anregungen ernster Art, wie er in normalen Zeiten nicht größer sein kann. Man konnte darin mit Recht ein Zeichen geistiger Kraft erkennen, die ungebrochen unter Trümmern weiterlebt.

Daß zwischen diesen Eindrücken und ihrem volkstümlichen Widerspiel ein nicht unbeträchtlicher Graben liegt, darf durch solche Bewunderung nicht verwischt werden.

Zunächst möchte man sagen: »Wie könnte das anders sein?« Aber mit solch einem Wort wendet man sich in die Vergangenheit, die sich nicht viel bemüht hat, Übergänge von der einen Sphäre in die andere zu schaffen. Wir aber möchten mit unseren Betrachtungen in die Zukunft blicken und fragen mit leichter Variation: »Kann das anders sein?«

In der Musik gewiß. Wir haben uns viel zu sehr gewöhnt, es als selbstverständlich zu betrachten, daß die Jazzmusik herrscht, wo die »ernste« Musik aufhört. Kann man wirklich in ihr neue Einfälle leichter ausdrücken, als mit den Instrumenten, die uns vertraut sind, und die nicht in uns das Gefühl wachrufen, im Schlepptau primitiver Völkerschaften unser Vergnügen zu suchen?

Daß entspannende Unterhaltungsmusik auch ohne diese im besten Fall narkotisierende Wirkung möglich ist, zeigt manche frische junge Musik, und das Wiederaufleben der Flöte, deren Herrschaft selbst Hindemith nicht verschmäht, will mir wie eine Gegenbewegung gegen die Jazzinstrumente erscheinen.

Leichter sichtbar und faßbar sind die Probleme auf dem Gebiet des Gegenspieles zum Theater: dem Kino. In ihm haben wir so etwas wie das tägliche Brot im Unterhaltungsprogramm der großen Menge. Seit der Film tönt, ist der Filmroman und das Filmlustspiel Mittelpunkt seiner Anziehungskraft geworden. Es entstehen Werke, die einerseits bildmäßiger Wirkung und andererseits dichterischer Darstellung eng verwandt erscheinen, die aber doch in ihrem tieferen künstlerischen Wesen,

nämlich in der Art ihres Entstehens, sehr verschieden von beiden sind. Die Gefahr, daß sie in den Dienst der Sensation oder in den Dienst eines belanglosen lustigen Einfalls gestellt werden, ist groß. Beides ist nur das Scheinbild von Literatur und darf nicht damit verwechselt werden. Aber es würde verkehrt sein, die Mächte, die sich gegenwärtig auf diesem Gebiet als zugkräftig erweisen, befehlen zu wollen. Selbst im kultiviertesten Menschen steckt irgendwo ein Rest von jenem Aufregungs- und Anregungsbedürfnis, dessen Befriedigung vom heutigen Kino zu einer gewissen Virtuosität entwickelt ist. Diese Seiten dürfen nur die eigentlichen Möglichkeiten einer kulturellen Wirkung des Lichtspiels nicht ersticken.

Sie liegen an entgegengesetzten Polen. Auf der einen Seite liegen sie in der Sphäre graziöser Belehrung, und auf der anderen Seite in der Sphäre einer eigenartigen Komik. Ich habe belehrende Filme gesehen, die offensichtlich das Entzücken der Beschauer waren. Das Wachsen der Pflanzen, das Leben der Vögel, das Werden der Alpen, das Gewimmel mikroskopischer Präparate, die Bilder vom Meeresgrunde, diese Filme werden jedem, der sie gesehen hat, unvergeßlich sein. Wenn solche Dinge heute aus dem Repertoire der Lichtspiele immer mehr verschwinden, liegt das nicht am Publikum, es liegt an der Einstellung der Geschäftsmänner. Und doch tut sich hier eine Perspektive auf für eine geistige Bereicherung der Masse, die wohl wert ist, gepflegt zu werden, denn hier liegt die Wurzel eines eigenen Stils der Lichtspielkunst.

Und am anderen Pol, von dem wir sprachen, steht der Hanswurst, der bei Volksvergnügen ebensowenig wie früher fehlen darf. Sein grotesker Humor kann in mancherlei Formen sprechen; am eigenartigsten findet er wohl seinen Ausdruck in bewegten Zeichnungsbildern à la »Micky-Maus«, die trotz ihrer Virtuosität durchaus nicht ausschöpfen, was mit dieser Methode zu erreichen ist. Mit dem Spiel marionettenhafter Einzelfiguren würde man weit nachhaltigere und mannigfaltigere Wirkungen erreichen können. Ein großer Zeichner vom Typus Gulbransson könnte als Kommentator der Zeitereignisse eine ungeheure soziale und

kulturelle Macht werden, zugleich aber die Quelle echten künstlerischen Vergnügens.

Die Lichtspielmarionette würde die Frucht eines eigenen Lichtspielstils sein, vielleicht kann man auch sagen, eine neue Form der Graphik. Man wird erinnert an die Zeit, als das Plakat begann in unserem Leben eine Rolle zu spielen. Viele sahen in ihm eine schwere Gefahr für die Kunst, und solange das Plakat arbeitete mit den mechanisierten Effekten der Malerei, war es das auch. Aber allmählich fand es seine eigene Sprache und, ohne dem übrigen Stamm zu schaden, zweigte sich der kecke kleine Ast der Plakat*kunst* vom großen Baume ab.

Zwischen den beiden entgegengesetzten Polen, die wir andeuteten, liegt das große Reich des erzählenden Films. Kann man sich in ihm neben jenen illustrierten »Romanen« und »Lustspielen« nicht auch eine andere Gruppe von Erscheinungen vorstellen, die ihren besonderen Charakter haben?

Noch ehe der Film verstaatlich wurde, habe ich einmal in München erlebt, bis zu welchem Grade er als Mittel ethischer Wirkung auf große Massen benützt werden kann. Ich saß in einer alten zum Saalbau umgestalteten barocken Kirchenhalle von großer Schönheit, - rauschendes Orgelspiel strömte über eine andächtige Gemeinde, - und nachdem man so dem Leben der Straße genugsam entrückt war, erlebte man vor sich die Legende des Heiligen Sebastian. Man sah den frommen Märtyrer allmählich aus dem Prunkleben der römischen Kaiserzeit hervorwachsen, man verfolgte das Entstehen einer christlichen Gemeinde, man war Zeuge des schmerzvollen Todes. Zwischen den Bildern ertönte von tiefer Frauenstimme der ergreifende Klage-ton heiliger Lieder. Ich war in einem Kino der katholischen Kirche.

Mit allen Mitteln Münchener Künstlerphantasie war das schwelgerische alte Rom vor geschickt gewählten Ausschnitten antiker Bauten der Stadt hervorgezaubert, mit allen Registern der Rührung und des Schauderns war ein heldenhaftes Leben dargestellt. Alle Mittel des Sinnenreizes und des Seelenreizes waren zu einer wirksamen Volkspredigt ausge-

nutzt. - Ohne Frage hätte sich dieser Anfang weiterentwickelt, wenn die Verstaatlichung des Kinos ihm nicht ein Ende gemacht hätte.

Dieser Filmeindruck interessiert uns im Augenblick nicht um seiner religiösen Note willen, sondern weil sich hier besonders deutlich zeigte, daß die Vereinigung all dieser Elemente nur wirksam blieb, weil die Bilder *stumm waren* und deshalb trotz allem Aufgebots filmischer Mittel *Bilder blieben*. Wäre die Sprache hinzugekommen, würde der ganze Vorgang seiner würdigen Stimmung entkleidet, ja unerträglich geworden sein.

Im *stummen Film* liegt eine Stilisierung, für die wir angesichts der immer gesteigerten Realistik der Filmtechnik das Organ verloren zu haben scheinen.

Der monumentale Stoff, entrollt in monumentalen Bildern *ohne* das Wort, ist ein Gebiet, das neu zu entdecken sich wohl lohnt. Man wird vielleicht befremdet fragen: »Die Rückkehr zu einem überwundenen Entwicklungszustand wird empfohlen? wie merkwürdig!« Ja, der tönende Film war nicht etwa nur eine Bereicherung, in mancher Hinsicht war er eine Gefahr. Es ist nicht das erstmal, daß sich unter dem Zwang mangelnden technischen Vermögens Werte besonderer Art entwickelten. Gottfried Semper hat es sogar als allgemeine Regel ausgesprochen, daß, je »kautschukartiger« ein Material ist, um so schwerer sich ein Stil seiner Behandlung herausbildet. Das gilt auch für den kautschukartigen Charakter im Wesen des Films. Jedem, der sie erlebt hat, werden viele stumme Filmwerke der Frühzeit unvergeßlich sein; in ihnen zeichnete sich der Weg ab, der zu einem eigenen künstlerischen Stil führte, einem Stil, der sowohl nach der monumentalen wie nach der tänzerischen Seite weiterentwickelt werden konnte. Es handelt sich also nicht um einen bewußten Rückschritt, sondern um die Wiederaufnahme eines Fadens, der abgerissen ist, und der in bestimmten Zusammenhängen wertvoll werden kann. Ein Blick nach rückwärts zeigt, daß man vom künstlerischen Standpunkte aus vorsichtig sein muß gegenüber dem wachsenden Realismus der filmischen Wirkungen. Das »*Magische*«, das dem Licht-

spiel eignet, liegt auf der entgegengesetzten Seite. Alles aber, was mit dem Magischen zusammenhängt, kann auf dem Gebiet der populären Unterhaltungskunst eine unmerkliche Steigerung der kulturellen Werte mit sich bringen.

Im Reiche des Gestaltens erweist ein neues Darstellungsmittel erst sein Lebensrecht, wenn es zeigt, daß es einen eigenen Stil zu bilden vermag.

DER KIRCHENBAU

Wenn man heute die Möglichkeiten mustert, die dem Reiche des Geistes gegeben sind, um zum Volke zu sprechen, darf man sich nicht zu sehr in den Bann neuer schöner Idealgedanken verlocken lassen. Von solchen Idealgebilden kann man herrliche im Geiste aufbauen. *Theodor Fischer*, einer der gemütsreichsten unter den deutschen Baukünstlern, hat es besonders plastisch getan in einem kleinen Aufsatz »Was ich bauen möchte«. Da schildert er das Volkshaus der Zukunft; - den schlicht-harmonischen Bau, in dessen großem Saale kraftreiche Worte, edle Töne und dramatische Szenen zu Hause sind, an dessen Mauern die breit schildernde Wandmalerei neu erwacht, in dessen Nebenräumen der Leib ruhen und die Seele erwachen kann. Gewiß, wir wollen hoffen, daß solche Häuser einmal entstehen werden, - vielleicht wird es geschehen Hand in Hand mit der Veredlung einer noch wenig entwickelten Seite des Kinos, denn für Lichtspiele sind Saalbauten immer am leichtesten zu haben. Aber im Augenblick wäre es nicht möglich, eine Hoffnung auf neue Gründungen zu stellen. Wir leben in wirtschaftlichem Zwang und in Not, und deshalb schweift der Blick umher nach Dingen, die nicht erst gegründet und aus dem Nichts geboren werden müssen.

Wo sind jetzt schon Stätten, die mit den Mitteln des Geistes das Volk erquicken wollen? Wir brauchen nicht lange zu suchen. Wie viele auch den Bomben zum Opfer gefallen sind, sie recken ja noch immer ehrwürdige Türme in die Höhe, als ob sie rufen wollten: *die Kirchen*.

Gibt es nicht viele Menschen, denen diese *Türme* die Hauptsache an ihnen sind? Wer liebte nicht Hamburgs alte Türme? Welch unentbehrlicher Freund der Petrikirchturm jedem Hamburger ist, würde mancher vielleicht erst merken, wenn er auch verschwunden wäre; - das eigentliche aber, die Kirche selber, spielt neben dieser Popularität ihrer Türme

im allgemeinen eine recht bescheidene Rolle im Programm der großen Masse des Volkes.

Da stehen noch mitten im Leben der Stadt Säle eindrucksvollster Art, voll Erinnerungen aus dem Leben der Gemeinschaft, voll natürlicher Stimmung, wohlausgerüstet mit allem, was für musikalische Absichten nötig ist, und nur an wenigen Stunden eines einzigen Tages der Woche öffnen sie in protestantischen Gegenden ihre Pforten und nutzen sie ihre Kraft. Ist das nicht Verschwendung, Vergeudung von Werten?

Bei der katholischen Kirche ist das nicht so. Ihre Gotteshäuser sind nicht Säle, die *einmal* in der Woche aufgeschlossen werden, sie stehen immer zur Verfügung und nicht nur das: sie werden auch unablässig gebraucht. Die Messe, die Beichte, die stille Andacht zu jeder Tageszeit, das sind Mittel, mit denen die hier vertretene Kraft unablässig mit der Seele des Volkes in Berührung kommt.

Bei der protestantischen Kirche, an die wir denken, ist es so, daß man wohl die Frage aufwerfen kann: warum sucht sie nicht auch die Verbindung mit den seelischen Alltagsbedürfnissen des Volkes? Läuft sie nicht Gefahr, eine fremde Insel im Gemeinwesen zu werden, wenn sie nicht auch alles tut, um diese Verbindung fester zu knüpfen?

Die Protestanten haben keine Altäre, vor denen man knien kann, wann immer es einem dazu treibt, aber warum sind die Gotteshäuser nicht wenigstens an einem Teil des Tages geöffnet für denjenigen, der einen Augenblick stiller Sammlung sucht? Wir haben keine Messe, der wir lauschen, aber warum ertönt nicht auch bei uns - beispielsweise in den Stunden des Arbeitsschlusses - in den feierlichen Hallen Orgelspiel? - Wir haben keine Ohrenbeichte oder Fastenpredigt, aber warum dient nicht auch bei uns das Gotteshaus am Alltag dem edlen Menschenwort? Wie reich könnte das geistige Leben werden, wenn die Räume wirklich ganz ausgenützt würden, wenn von hier auch außer dem Gottesdienst Geistesfragen ins Volk getragen würden.

Es ist nicht schwer, sich die Einwände vorzustellen, wenn man so etwas hört. »Wie?« wird mancher sagen, »die Kirchen sollen zu Volksver-

sammlungssälen umgestaltet werden! Ihre stille Weihe soll ihnen nommen, die letzte vom Getöse des Lebens abgeschlossene Stätte preisgegeben werden? Tut was ihr wollt, aber laßt die Hände von Religion.« - Das wollen wir auch.

Wenn hier Wünsche ausgesprochen werden, wie die vorstehenden widerstreitet das nicht dem Glauben, daß wir immer mehr einer entgegengehen werden, in der ein tiefes Sehnen nach den Schauern ligiösen Erlebens Befriedigung sucht. Dafür wurden die ehrwürdig unter den bestehenden Kirchen mit ihrer gehobenen Architektursprache nicht etwa überflüssig, sie sind für dieses Sehnen gerade gut geeignet. Aber ich kann keine Entweihung darin sehen, wenn diese Stätten religiöser Erhebung, die sich altem Brauch gemäß an bestimmte Tage bindet, nun in der Zeit, die diesem Zweck nicht gewidmet ist, auch andere Mächte, die *Verwandtes wollen*, bei sich zu Gaste sehen.

Ich habe in meiner Jugend von einer Bremer Kanzel herunter Reden über Dantes »Göttliche Komödie« gehört, die durchaus zufällig an einen Sonntagsgottesdienst gebunden waren, und auf die doch jeder der sie erlebte, mit besonderer Ehrfurcht zurückblicken wird. Ich könnte mir vollends, wenn heute ein Dante unter uns wäre, sehr wohl seine Gesänge in einer Kirche ertönen denken, und die andersartige Weile des Sonntags würde dabei völlig ungestört bleiben. Das Gotteshaus braucht nichts zu scheuen, wodurch sich Göttliches im Menschen offenbart, wenn es wieder zu Gott hinlenken will.

Mit einem Worte: bei unseren alten Kirchen, die im allgemeinen nur über *einen* Gebäuderaum des Gottesdienstes verfügen, denken wir nicht etwa eine plötzliche Inbetriebnahme für profane Kulturzwecke sondern ein taktvolles gastliches Erweitern ihres Verhältnisses zur Allgemeinheit, bei dem die Würde des Raumes immer Art und Ton bestimmt.

Anders bei *neuen* Kirchenbauten. Bei ihnen ist eine viel weitere Umwandlung im Sinne der Eingliederung in die Forderungen des täglichen Lebens zu erhoffen. Es gibt heute bereits manche Gemeinde der Gro-

sammlungssälen umgestaltet werden! Ihre stille Weihe soll ihnen genommen, die letzte vom Getöse des Lebens abgeschlossene Stätte soll preisgegeben werden? Tut was ihr wollt, aber laßt die Hände von der Religion.« - Das wollen wir auch.

Wenn hier Wünsche ausgesprochen werden, wie die vorstehenden, so widerstreitet das nicht dem Glauben, daß wir immer mehr einer Zeit entgegengehen werden, in der ein tiefes Sehnen nach den Schauern religiösen Erlebens Befriedigung sucht. Dafür wurden die ehrwürdigsten unter den bestehenden Kirchen mit ihrer gehobenen Architektursprache nicht etwa überflüssig, sie sind für dieses Sehnen gerade gut genug. Aber ich kann keine Entweihung darin sehen, wenn diese Stätten religiöser Erhebung, die sich altem Brauch gemäß an bestimmte Tage bindet, nun in der Zeit, die diesem Zweck nicht gewidmet ist, auch andere Mächte, *die Verwandtes wollen*, bei sich zu Gaste sehen.

Ich habe in meiner Jugend von einer Bremer Kanzel herunter Reden über Dantes »Göttliche Komödie« gehört, die durchaus zufällig an einen Sonntagsgottesdienst gebunden waren, und auf die doch jeder, der sie erlebte, mit besonderer Ehrfurcht zurückblicken wird. Ich könnte mir vollends, wenn heute ein Dante unter uns wäre, sehr wohl seine Gesänge in einer Kirche ertönen denken, und die andersartige Weihe des Sonntags würde dabei völlig ungestört bleiben. Das Gotteshaus braucht nichts zu scheuen, wodurch sich Göttliches im Menschen offenbart, wenn es wieder zu Gott hinlenken will.

Mit einem Worte: bei unseren alten Kirchen, die im allgemeinen nur über *einen* Gebäuderaum des Gottesdienstes verfügen, denken wir uns nicht etwa eine plötzliche Inbetriebnahme für profane Kulturzwecke, sondern ein taktvolles gastliches Erweitern ihres Verhältnisses zur Allgemeinheit, bei dem die Würde des Raumes immer Art und Ton bestimmt.

Anders bei *neuen* Kirchenbauten. Bei ihnen ist eine viel weitere Umwandlung im Sinne der Eingliederung in die Forderungen des täglichen Lebens zu erhoffen. Es gibt heute bereits manche Gemeinde der Groß-

stadt, die das kirchliche Leben, das sich um ihr Gemeindehaus entwickelt, in einer Linie ausgebildet hat, die dem Gedanken des »Volks-hauses« sehr nahekommt. Die Hoffnung sollte dahin gehen, daß unsere kirchlichen Gemeinden das soziale Ideal, das in diesem Gedanken steckt, bewußt und allgemein zu dem ihren machen. Wir würden in der Großstadt viele »Volkshäuser« gebrauchen; um den Kern ihres Gedankens trotz aller Not allmählich zu verwirklichen, brauchen wir Hilfe von vielen Seiten. Die Stoßkraft unserer kirchlichen Gemeinden würde dabei von großem Nutzen sein können. Ich brauche kaum zu betonen, daß ich dabei eine großherzige und vorurteillose Auffassung des religiösen Lebens als etwas Unentbehrliches voraussetze.

Bisher geht diese soziale und die religiöse Betätigung der protestantischen Kirche als etwas mehr oder weniger Zufälliges nebeneinander, und dies Fehlen des organischen Verbundenseins spiegelt sich in der Art, wie Gotteshaus und Gemeindehaus als getrennte Betriebe, ja oft als Bauten, die kaum in organischer Beziehung zueinanderstehen, charakterisiert sind.

Den Bau der Zukunftskirche kann man sich anders denken. In der Großstadt wird ein *zweigeschossiger* Typus viel Wahrscheinlichkeit haben, denn der Boden ist kostbar, und zudem kann die Gemeindekirche ein Wachsen ihres baulichen Volumens gut gebrauchen, um sich gegenüber den umgebenden Mietshausbauten ihrer Bedeutung gemäß zu behaupten. Oben entwickelt sich ungehemmt der kirchliche Feierraum. Alle Mittel, die Kunst geboren hat, um dem Gefühl von Ehrfurcht und von Andacht Ausdruck zu geben, bleiben ihm dienstbar.

Was dabei herauskommt, muß man sich natürlich anders vorstellen als die kleinen vertrockneten Ableger halbverstandener Kathedralen, die protestantische Kirchen oft noch sind. Nicht in bezug auf Größe, - das ist nebensächlich, - aber in Art und Stimmung des Raumgebildes, vor allem auch in der farbigen Wirkung. Diese Kirchenhalle ist nicht nur vom Untergeschoß, sondern auch unmittelbar von außen her zugänglich. Unter dieser feierlichen Halle entwickeln sich die übrigen Räume in der

Art des Volkshauses. Als Mittelpunkt natürlich ein zweiter Saal, ihm angegliedert die Büros der Wohlfahrtspflege, die Bücherhalle, Lesezimmer, kurz alles, was die Stätte religiösen Lebens zugleich wieder zur Stätte allgemeiner Kultur und Gesittung machen kann, ähnlich wie einst die besten unter den Klöstern ihre Aufgabe faßten.

Alle geistigen Unternehmungen, die den Charakter des Familienhaften, den Charakter der Erziehung, der künstlerischen Anregung oder den Charakter des in Rede und Gegenrede werdenden tragen, spielen sich ab im unteren Saale, - alles Geistige aber, das geboten werden kann als reife Frucht eines Lebens im Zusammenhang mit dem Göttlichen, findet Zugang zum festlichen oberen Raum.

Wenn die Kirche so einen Kreis ihr gemäßer geistiger Kulturfragen zu sich hereinläßt, ist das nicht etwa nur eine Förderung für diese Kulturfragen, sondern in gleichem Maße scheint es mir eine Förderung der Wirkungskraft der Kirche zu sein. Sie kann in stärkerer Weise ein Mittelpunkt alles sozialen Lebens werden. Und nach dieser Seite liegt ein Schwerpunkt ihrer lebendigen Entwicklung. Die Gefahr der Isolierung dem wirklichen Dasein gegenüber schwindet, es kommt zum Ausdruck, daß Religion nicht etwas ist, das man sonntags aus dem Schmuckkasten nimmt und den Rest der Woche wohlverwahrt darin aufhebt, sondern daß ihr Leben der letzte Ausläufer alles Geistigen sein muß, wenn es überhaupt Leben sein will. Unmerklich muß der Übergang zu den sozialen Kulturfragen sich vollziehen.

Wenn ich hier diese Forderung mehr von der äußeren Seite betrachte, in der sie sich darstellen würde, so weiß ich genau, daß ihre Erfüllung ein *innerer* Vorgang ist. Ich weiß auch, daß das Ziel, das hier angedeutet ist, bereits von vielen verfolgt wird, aber zu einem Gebilde, wo Inneres und Äußeres, das sich hier in keiner Weise trennen läßt, sich zwanglos deckt, hat das bisher, so weit ich sehe, noch nicht geführt.

Der mutige Versuch von Otto Bartning in seiner Stahlkirche, die ebenso wie seine in Holz konstruierte »Auferstehungskirche« in *Essen* ihren Platz gefunden hat, - (wie ihr Schicksal im Kriege geworden ist, weiß

ich nicht) - trägt noch zu sehr den Stempel des ungewöhnlichen Experiments, und die »Bugenhagenkirche« in *Hamburg* hat die wichtige Frage des äußeren Zugangs zum Feierraum noch nicht befriedigend gelöst. Ebenso wie von jeher in allen Dingen der kirchlichen Kunst, ist das Ziel, einen Typus für die Grundzüge einer solchen Anlage zu finden. Bei diesem Suchen steht dem Architekten noch eine schöne Aufgabe bevor.

DER FRIEDHOF

Wenn Kunst jemals die Aufgabe hat, dem Menschen etwas zu bedeuten, dann hat sie es in Stunden des Schmerzes. Es gibt wohl keine Stimmung, die so empfänglich wäre für seelische Eindrücke wie die Stimmung, in der Leid und Liebe die harte Kruste des Alltagslebens erweichen. Kann Kunst auch keine Schmerzen lindern, so kann sie dem Leidenden doch unbewußt durch Form und Klang den Eindruck wecken, daß es eine Harmonie gibt, die über den Zerrissenheiten des Einzeldaseins steht. Vermag sie auch nur ein ganz klein wenig vom Leid der Menschheit mit sanfter Hand streichelnd zu berühren, so hat sie eine große Mission erfüllt. Macht man sich das klar, so wird man nirgends eifersüchtiger darauf achten, daß wahre und reinste Kunst zu ihrem Rechte kommt als auf dem Friedhof. Im Krematorium und in der Einsegnungshalle kann sie in einer Weise zum Volke sprechen, wie kaum sonst im Leben. Was hier versäumt wird oder halb gemacht wird, ist ein Verlust, der nicht wieder einzuholen ist: man betrügt das Volk um ungeschriebene, aber darum nicht weniger gute Rechte am edelsten Gut der Menschheit.

Aber es wäre sehr falsch, wenn man bei den Wirkungen des Friedhofs nur an diejenigen denken wollte, den sein Leid des Weges führt. Wer einmal an einem Sonntage einen der weiten Gräbergärten der Großstadt besucht hat, der weiß, daß diese Anlagen nicht nur eine Stätte der Toten, sondern ebensowohl eine Stätte der Lebenden genannt werden können. In allen Wegen und Alleen promenieren Menschen, die zum größten Teil durchaus nicht stilles Sehnen hierher gelenkt hat. Die einen genießen Baum und Blume wie eine Parkanlage, die anderen genießen die Grabmäler und Figuren wie eine Kunstaussstellung, die dritten genießen die Inschriften und Erinnerungen wie ein Blatt Lokalgeschichte. Ein Strom von Interesse wird dem, das hier entsteht, vom Volke entgegengebracht. Es ist darum eine besonders bedeutsame Frage, ob die-

ses Interesse ein Echo findet, das die Kulturbegriffe fördert, oder das die Kulturbegriffe verwirrt. Denn wenn man es ernst nimmt mit der großen Arbeit, die Anschauungen der Masse allmählich veredelnd zu durchdringen, dann muß man sie doch zunächst da zu packen versuchen, wo ein waches Interesse bereits vorhanden ist.

Was wird diesem Interesse geboten? Unter dem Vielerlei sind wohl zunächst die Einzelkunstwerke am meisten hervorzuheben, die deutlich mit dem Anspruch von künstlerischen Sondererscheinungen hervortreten.

Wir können uns ja mit Recht rühmen, in diesen Werken im allgemeinen nicht jenem Jahrmarkt persönlicher Eitelkeit zu verfallen, der sich bei den Romanen auf den Gräbern breitzumachen pflegt. Aber bei uns droht dafür eine andere Gefahr, die Gefahr der weichen, wohltemperierten Gefühlssymbolik. Fast alle diese Figuren wollen Gefühle ausdrücken, wenn man sie aber einmal in einer Reihe nebeneinander sähe, würde man lange suchen müssen nach wirklichem Gefühl. Ich glaube, auch der Wohlwollendste würde bei solchem Experiment erschrecken. Eine Konvention des Gefühlsausdrucks hat sich in unserer Friedhofsplastik herausgebildet, die tief enttäuschend ist. Ein Volk, das hier die deutsche Kunst sucht, sucht vergebens; nur ganz selten streift der Hauch echter Meisterschaft durch leeres Gesäusel.

Es scheint fast, als ob man in ganz Deutschland nirgends zaghafter wäre, sich wirklich ernster Kunst, die bei uns immer eine herbe Kunst ist, zu nähern als auf der Grabstätte. Kommt das daher, weil der Schmuck des Grabes in vielen Kreisen einer Stadt eine Art gesellschaftlicher Angelegenheit zu sein pflegt, bei der man über alle ausgeprägten Ansichten und allzu deutlichen Gefühlsäußerungen hinwegzugleiten vom wohlgezogenen Menschen fordert?

Möchte diese Schranke des »gesellschaftlichen Tones«, die unsichtbar über unseren Friedhöfen liegt, immer mehr durchbrochen werden. Dem Tode gegenüber kann sie wirklich fallen. Möchte jeder, der an dieser Stätte der Gemeinschaft ein als Einzellerscheinung auftretendes Kunst-

werk aufstellt, sich der Pflicht bewußt sein, nur echte, strenge Kunst hervortreten lassen zu dürfen. Diese Pflicht hat man gegenüber der Allgemeinheit, aber auch gegenüber sich selbst. Besitzt man nicht die Kraft oder den Mut, sie zu erfüllen, dann muß man sich in die Zone eines neutralen Ausdruckes zurückziehen. Und damit kommen wir in ein zweites Reich der Eindrücke, die uns der heutige Friedhof bietet: Anlagen mannigfacher Art, denen nicht das Kunstwerk, sondern die neutralere Sprache der Architektur den Stempel gibt.

Bei ihnen pflegt es ganz ähnlich wie in einer heutigen Wohnstraße zu sein: zwischen mancherlei gleichgültigen und mißlungenen Gebilden stehen feine Schöpfungen, - aber den Eindruck vermögen sie nicht zu beherrschen. Wo nicht ausgiebiges Grün die einzelnen Gräber voneinander sondert, herrscht der Grundzug der Unruhe vor; die Taktlosigkeit übertönt die Feinheit, und zu diesem Ergebnis trägt noch mehr als der Gegensatz der Form der bunte Wechsel der Materialien bei.

Wenn wir einen alten Friedhof, etwa aus der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert, besuchen und voll beschämten Staunens die stille Weihe seines Charakters spüren, dann liegt das nicht zum wenigsten daran, daß alles, was wir an Denkmälern vor uns sehen, aus dem gleichen Stein gebildet ist. Das hat zur Folge, daß alles zusammenzugehören scheint, daß alles gleichmäßig verwitternd mit der Natur verwachsen ist, kurz, daß der Hauch zusammengehörender Geschlechter uns berührt. Würde auch nur ein einziges Grabmal in poliertem Granit dazwischenstehen, dann wäre dieser feine Bann gebrochen.

Denkt man sich einen späteren Betrachter vor ein Gräberfeld aus unseren Tagen geführt, so kann er nicht darauf kommen, daß es ein und dieselbe Menschenschicht des gleichen Jahrzehntes gewesen ist, die hier ein und demselben Gefühl menschlichen Wesens, dem der Pietät, Ausdruck hat verleihen wollen. Oder wird der Zwiespalt des ethischen und sozialen Gefühls einstmals gerade für unsere Lebensschicht ein so charakteristisches Merkmal sein, daß eben darin der Stempel der Zeit gesehen werden wird?

Und nun ein dritter Eindruck. Wir haben bisher nur von der mehr oder minder auffallenden Einzelleistung gesprochen. Schließlich spielt sie aber auf dem Friedhofe der Menge nach durchaus keine ausschlaggebende Rolle. Ja, man kann ruhig sagen, die eigentliche Kultur eines Friedhofes wird nicht durch sie bestimmt, sondern durch Art und Wesen, wie der breite Durchschnitt der Grabgestaltungen uns entgegentritt. Wir wissen alle, wie es damit steht: die persönlichste aller menschlichen Äußerungen, der Totenkultus, ist bei uns in die Bande der Industrie geraten. Und diese Industrie ist, trotz aller Reformversuche, die hier schon angesetzt haben, nur wenig aus den Bahnen der Charakterlosigkeit herausgedrängt worden. Das zeigt sich vor allem in kleinen deutschen Städten, wo man in älteren Teilen des Friedhofs noch eine eigenwüchsige Tradition erkennen kann. Die gefühllos gestaltete Tafel, - das schlecht proportionierte Kreuz, - die plumpe Urne, - und allerlei traurige Zusammensetzungen aus Motiven architektonischer Male jeglicher Zeitepoche sind nicht verschwunden. Die gefühllose Form verbindet sich mit Vorliebe mit den gefühllosen, polierten Materialien, und das Ganze wird vervollständigt durch eine gefühllose Schrift. Und diese Zeugen einer inneren Ratlosigkeit stehen nun meistens auch noch wie in äußerer Ratlosigkeit auf jenen einfachen Gräberfeldern nebeneinander, wo nicht reichliches dazwischengeschobenes Grün es gestattet, die Eindrücke künstlich voneinander zu trennen.

Aber warum soll ich schildern, was alle kennen. Es kommt nicht darauf an zu tadeln, sondern zu fragen: Kann man das ändern? Vermag man einem Volke statt dieser Eindrücke, die im allgemeinen auf dem Gebiet der bildenden Kunst nicht viel anders wirken können wie ein schlechtes Buch auf dem Gebiete der Literatur, nicht andere geistige Nahrung zu geben? Ist solch ein Ziel heute noch zu erreichen, oder müssen wir es zu den mancherlei versunkenen Idealen vergangener abgeklärterer Zeiten rechnen, die wir oft genug auf alten Friedhöfen um ihre Harmonie beneiden?

Solche Resignation ist nicht nötig. Auch in unserer Zeit ist in einzel-

nen Fällen, ich brauche nicht nur an München oder an neuere Teile des Ohlsdorfer Friedhofs zu erinnern, der Beweis erbracht, daß wir der geschilderten Unkultur Herr zu werden vermögen. Dazu gehört allerdings zweierlei.

Das erste ist, daß gefühllose Massenware als Friedhofsschmuck nicht mehr zugelassen wird, und daß dies Gebiet der Betätigung wieder dahin gelenkt wird, wohin es gehört: zum künstlerischen Handwerk. Es ist ein verhängnisvolles Mißverständnis, wenn man glaubt, daß der Künstlergeist nur nötig ist und daß er auch nur brauchbar ist, wenn es gilt, etwas ganz Besonderes zu machen. Nein, gerade für die einfachen Dinge ist er nötig. Je öfter eine Form wiederholt wird, um so besser und abgeklärter muß sie sein. Aber auch wo es sich nicht um Wiederholung handelt, wie reich vermag ein wirklich feinsinniger Mann im engegebenen Rahmen sein Wesen zu entfalten! Welche Pflege erfordert allein die Schrift, um den Anforderungen gerecht zu werden, die man an sie stellen muß. Denn jede gute Schrift ist ein feines künstlerisches Instrument, das zu handhaben wir leider mehr und mehr verlernt haben. Wenn ich erst sagte, daß vielen Menschen der Friedhof eine Art Chronik der Stadt bedeutet, welch seelenlos geschriebene Chronik bekommen sie da zu lesen im Vergleich mit der sorgfältigen Schriftkultur irgendeines alten Kodex!

Stellt man sich vor, daß alles das, was jetzt an Schlechtem und Gleichgültigem auf unseren Gräbern verewigt wird, würde durchtränkt von künstlerischem Gefühl, dann dränge plötzlich eine solche Welle veredelnder Eindrücke durch unser Leben, wie wir sie wohl durch nichts anderes ersetzen könnten. Und kein neues Bedürfnis braucht dafür künstlich geweckt, kein neuer Aufwand gefordert zu werden, es muß nur ein immer sich erneuernder Strom in sein richtiges Bett zurückfließen.

Daß damit zugleich ein wichtiges Stück sozialen Elends, das Künstlerelend, wesentlich gelindert werden kann, sei nur nebenbei erwähnt. Zu dieser ersten Vorbedingung aber gehört nun eine zweite, ohne die

eine solche künstlerische Erneuerung nicht nutzbar gemacht werden kann. Das ist ein künstlerischer Feldherr. Wenn München heute in seiner Friedhofskultur an der Spitze aller deutschen Städte steht, so ist dies das Verdienst eines genialen künstlerischen Schöpfers und Organizers, Hans Graessel, der sehr mit Recht für diese Tat mit der Friedensklasse des »Pour le mérite« ausgezeichnet wurde. Diese Feldherrntätigkeit bezieht sich natürlich zunächst auf die Taktik der gesamten Anlage. Die Art, wie das ganze Gefüge des Friedhofs zu einem System klarer Räume ausgebildet ist, gibt die Grundbedingung für ein befriedigendes Ergebnis in der Anordnung der zahllosen Einzelheiten, die der gärtnerisch-architektonische Rahmen zusammenfassen will. Ist diese Vorbedingung nicht erfüllt, so fehlt der Boden zu allem Weiteren.

Das deutsche Volk kann verlangen, daß das Verständnis hierfür eine Frucht der schmerzvollen Riesenexperimente ist, die wir mit den Totenscharen der letzten Kriege machen konnten und machen mußten. Es wird immer einer der erfreulichen Eindrücke dieser Zeit bleiben, daß die deutschen Künstler in dieser großen Friedhofsaufgabe völlig einmütig vorgegangen sind. Sie strebten danach, ruhig gefühlte architektonische Rahmen zu schaffen und sie in der Art der Gräberbehandlung als einheitliche Eindrücke auszugestalten. Es wäre ein unersetzlicher Verlust, wenn der tiefe Sinn und das richtige Gefühl, das, aus den besten Regungen der Kriegszeit geboren, hinter solchem Streben stand, für unsere normalen Friedhöfe nicht aufgefangen würde. Woran sie künstlerisch leiden, ist ja schließlich nichts anderes, als die unsoziale Art, wie die Toten da, wo keine höheren Zwangsbildungen sie zur Einheit zusammenfassen, rücksichtslos nebeneinanderliegen. Keiner will den anderen kennen. Kann er sich nicht vom Nachbarn abschließen, so tut er doch, als ob er nicht vorhanden wäre, und merkt nicht, daß, wenn das alle so machen, keiner zu seinem Rechte kommt.

Das muß aufhören. In gleichen Räumen müssen sich auch die Toten als Nachbarn grüßen. Ein einheitlicher künstlerischer Wille muß sie mit feinem Sinn zu einer harmonischen Einheit zu binden wissen. Im Mün-

chener Waldfriedhof sind in zusammengehörenden Teilen der Anlage zunächst einmal die Materialien vorgeschrieben. Es gibt da Felder, in denen nur Holz, nur Schmiedeeisen oder nur Stein erscheinen darf. Für Höhe und Typus des Males gibt es in einheitlichen Flächen bestimmte Vorschriften. Aber innerhalb dieses, taktvoll das Ganze beherrschenden Netzes kann sich nun der Einzelwille frei entfalten, und es ist, als ob solche Bindung den Künstlerwillen erst voll entflammt. Wenn man sieht, welche reizvolle Mannigfaltigkeit sich hier in Schmuck und Einzelheit gleichartig wirkender Holzkreuze oder stammverwandter schmiedeeiserner Schmucktafeln entwickelt, staunt man über die Fülle der Möglichkeiten, die im gleichen Motive schlummert. Zu diesem Zusammenstimmen der einzelnen Male kommt nun aber das verbindende Wesen einheitlich geschauter Gartenkultur als wichtigstes Element hinzu. Wer einmal gesehen hat, was er gewinnt, wenn er den angeborenen Trieb zum eigenen Blumenbeet, das klein und kleinlich neben dem Blumenbeet des Nachbarn steht, überwindet, der wird nicht mehr zögern, bei Gruppen einfacher Gräber die Einheit der pflanzlichen Behandlung nicht nur zu erlauben, sondern zu erstreben.

Man kann es wohl als eine der erfreulichen Folgen des Krieges betrachten, daß sich in deutschen Städten ab und an bereits Kreise schlichter Männer zusammenfinden, um ihre bescheidenen Gräber zu einer einheitlichen Gruppe zu verbinden. Wie bei unseren Soldatengräbern beherrschen die Hügel feinsinnig ausgeteilt und mit schlichtem Namenschild bezeichnet einen still umschlossenen Raum, - der gleiche Blumenschmuck zieht sich als festliches Band durch die Reihen, - alles aber, was der einzelne aufzuwenden gesonnen war zu einem unscheinbaren Grabstein, das ist in der Mitte des Raumes vereinigt zu einem einzigen edlen Kunstwerk. Dem Ganzen gibt es Weihe und zugleich das Gefühl des Einzigartigen, trotz des Verzichts auf individuelles Gebaren im Kleinen.

So kann aus der richtigen Form sozialer Einordnung wieder die individuelle Freiheit in reinerer Gestalt erwachsen, und es ist wohl die Auf-

gabe der Zeit, auf allen einzelnen Gebieten unseres Daseins die richtige Abgrenzung zu finden, wo diese Umsetzung vor sich geht, die das Ziel der neuen Kultur sein muß, der wir entgegengehen.

Das Problem des Friedhofs ist ein kleines, aber deutliches Beispiel dafür. Es wird nie gelöst werden, solange die Einzelperscheinung mechanisiert wird, und man nun mit diesen mechanisierten Gebilden versucht, durch malerische Verteilung über ihre Leichenhaftigkeit hinwegzutäuschen. Es kann nur gelöst werden, wenn das »mechanisierende« Prinzip in den Bindungen bestimmter Gestaltungsgesetze besteht, sich innerhalb dieses sozial gedachten Zwanges aber der freie künstlerische Wille reich zu entfalten vermag.

Möchte keine Stadt den Weg, der dadurch gewiesen wird, versäumen. Er kann für Tausende die Quelle edler Eindrücke werden.

DER SCHULBAU

Es kann vielleicht überflüssig erscheinen, auf die Schule als Mittel der Volkskultur besonders hinzuweisen. Sie ist wohl am bewußtesten als solches anerkannt. Ganz Deutschland zeichnet sich durch das Streben aus, dem Schulbau eine künstlerische, harmonische Wirkung abzugewinnen. Das gilt für das Äußere, indem man nach freundlichen und neuerdings vor allem nach soliden Eindrücken trachtet, und das gilt für das Innere, wo man auf gute Farbgebung und vollwertigen Wand-schmuck eifrig bedacht ist.

Insonderheit die jetzige Volksschule ist ganz in diesem Sinne behandelt worden. Man war sich klar darüber, daß sie ein Pionier alles Kulturwillens sein muß. Wenn sich an den Rändern der Stadt der Volksschulneubau als erster fester Punkt im Gewirr verzetzelter Hausgruppen vorschiebt, kann er für den Geist des baulichen Wollens einer ganzen Gegend maßgebend werden und zum Erzieher seiner Umgebung emporwachsen. Aber das ist nur die Nebenwirkung, - die Hauptwirkung bleibt immer, daß er zum Erzieher seiner jungen Insassen wird, und wenn das auch grundsätzlich gewährleistet erscheint, so gibt die erhöhte Bedeutung, die unsere Lage allen Schulfragen heute verleiht, doch Anlaß, sich zu vergegenwärtigen, wo eine Steigerung dieser Wirkung etwa einzusetzen vermöchte.

Welcher Architekt, der seine Aufgabe nach bestimmtem, aus pädagogisch-fachmännischen Beschlüssen hervorgegangenem Programm lösen muß, wie das bei der Volksschule natürlich der Fall ist, hätte sich nicht schon gewünscht, einmal losgelöst von solchen Beschlüssen, nach eigener Vorstellung gleichsam experimentieren zu können; ich meine das, ähnlich wie der Architekt beim Privathaus das Bedürfnis des Bauhern aus produktiven eigenen Vorstellungen heraus formt und umformt. Das läßt sich in der Wirklichkeit schwer erreichen, in der Phantasie ist es schon leichter.

Nicht als ob man nun glaubte, alles auf den Kopf stellen zu müssen, im Gegenteil, wenn man selber das Problem der Volksschule bereits öfter gelöst hat, kommt man leicht zu der Vorstellung, als ob ein wirklich wesentlich anderer Typus, als er bei uns in Deutschland herrscht, eigentlich kaum möglich wäre.

Jedenfalls war es für mich eine völlige Überraschung, als ich gelegentlich einer Reise in England beim Betrachten dortiger Volksschulen ein bauliches Gebilde vorfand, daß mit unserem Lösungsprinzip auch nicht entfernte Ähnlichkeit hat. Es war in Nottingham, einer typischen engbrüstigen Industriestadt, wo ich inmitten trüber Großstadthäuser zum ersten Male auf eine freundliche eingeschossige Anlage stieß, die sich wie eine Art Kloster in Form gleichartiger Zellen zu entwickeln schien. Ich stand vor einer Volksschule: im Gegensatz zu unseren hohen Großstadtbauten ein treppenloses Gebäude; alle Klassen um einen Zentralraum gelegt, der entweder als offener Hof oder als gedeckte Mittelhalle ausgebildet ist. In diesem Mittelraume finden die Andachten und finden die Freiübungen, die zwischen die Lernstunden geschoben sind, statt; von ihm aus oder von dem diesen Raum umgebenden Gang aus kann man, da die Klassenwände verglast sind, einen kontrollierenden Einblick in alle die einzelnen Lehrbetriebe gewinnen.

Aber nicht diese Besonderheiten waren es, was mich herführte. Die Form eines solchen ländlich wirkenden Typus, so reizvoll sie sein mag, gibt uns keine brauchbare Anregung, sie muß bei wachsendem Großstadtbetrieb notwendig gesprengt werden, - mich hatte das Gerücht nach Nottingham getrieben, daß hier zum ersten Male der Versuch gemacht sei, die Turnhalle einer Volksschule durch eine *Schwimmballe* zu ersetzen. Und das begegnete einem Gedanken, der mich lebhaft beschäftigt, seit ich mit Schulbauten zu tun habe. Ich will nichts gegen unser deutsches Turnen sagen. Es ist gewiß eine bewundernswürdig entwickelte Kunst. Aber der Leibesübung, die mit Wasser im Zusammenhang steht, gehört doch meine unwillkürlich größere Sympathie. Die reinere Luft gegenüber dem unvermeidlichen Staub der

Turnhalle, - die allseitige Bewegung des ganzen Körpers gegenüber der jeweilig einseitigen Beanspruchung in der Turnübung, - der befreite Körper gegenüber dem klebenden Turnanzug, das alles läßt mich in dieser Form des Sportes die höhere Kulturwirkung sehen. Es gibt wohl nichts, wodurch der Großstadtmensch der Natur auf kurze Zeit so nahegebracht werden kann, wie durch das Leben der Schwimmhalle. Zudem wird sich ohne Zweifel vieles von turnerischen Geräteübungen zu einer Verbindung mit dem Wasser ausbauen lassen, sobald unseren Fachmännern dieses Problem einmal gestellt wird; das Springen, das Klettern, die Übung am Ring und am Tau ist ohne weiteres dem Wasser anzupassen.

Aber es kommt schließlich gar nicht einmal darauf hinaus, abzuwägen: was ist für die junge Generation ein besserer Untergrund für Leibesübungen, der feste Boden oder das Wasser, sondern der Gedankengang ist eigentlich viel einfacher. Die turnerischen Übungen brauchen bei einer Schule niemals zu kurz zu kommen: der Spielplatz gibt ihnen ja die ideale Vorbedingung. Hier in freier Luft ist ihre eigentliche Stätte, die bei abgehärteter Jugend in allen Jahreszeiten bereit sein kann. Die Turnhalle ist eigentlich nur eine Art notwendiges Surrogat für den Turnplatz. Könnte man das Leben der Schule nicht außerordentlich bereichern, wenn man den Turnplatz durch die turnerische Schwimmhalle ergänzt statt durch die Turnhalle, die doch nur ähnliches unter weniger guten Begleitumständen bietet? Das ist der eigentliche Kern des Gedankens, und an diesen Kern erst knüpfen sich nun weitere Überlegungen weniger greifbarer Art. Vor dem geistigen Auge tauchen Bilder aus der Antike hervor, - ein Stück Volkskultur in nackter Ursprünglichkeit, ein Stück menschlicher Schönheit als Teil der Eindrücke der Erziehung. Und diese menschliche Schönheit könnte man sich verbunden denken mit Schönheitseindrücken der Kunst.

Man hat schon öfter gefordert, daß die Volksschulturnhalle zur Stätte künstlerischen Schmuckes gemacht würde. Das ist nicht ganz leicht durchführbar. Der Raum ist durch Geräte so in Anspruch genommen,

seine Physiognomie trägt so deutlich den Stempel des Nutzbrauchs, daß sich Kunstwerke nicht recht darin eingliedern lassen. Das kann man sich bei der Schwimmhalle viel leichter vorstellen. Man braucht nicht gleich an die Marmorwerke antiker Thermen zu denken, - Keramik, dieses Material der deutschen Zukunft, tut es auch; Farbe läßt sich entfalten, und alles was Kunst ersonnen hat, um sich mit Wasser zu verbinden.

»So schweifen töricht vorwärts die Gedanken« - ich aber stand in Nottingham und sah eine freudlose, primitive Anlage als Verwirklichung jener schönen Forderung. Nein, die Männer von Nottingham haben uns die Lösung dieses Gedankens noch nicht vorgemacht, noch harrt sie der gestaltenden Erweckung.

Ich begreife wohl, daß nun nicht plötzlich unsere Schulprogramme in kühner Wendung aus wohlbewährten Bahnen zu diesem Gedanken übergehen, aber wäre es vielleicht nicht wert, ihn einmal bei einem vereinzelten Bau praktisch zu versuchen?

Sollte man nicht bei allen Bauaufgaben, deren Verwirklichung sich immer wiederholt, stets in gewissen Abständen »Reformbauten« in die Reihen der erprobten Lösungen einschieben, Bauten, an denen man ein Experiment wagt? Bis Programme sich zur Reife bindender Neuerungsbeschlüsse durchgemausert haben, vergeht gewöhnlich eine sehr lange Zeit. Wir müssen jede Möglichkeit erfassen, um der Gefahr der Schematisierung, der die kunstvoll organisierte neue Zeit entgegengeht, kräftig zu begegnen. Wenn man sonst nach Anknüpfungspunkten ausschaut, wo eine erhöhte künstlerische Kultur beim Schulbau einsetzen könnte, so möchte ich davor warnen, hierin zu absichtlich vorzugehen. Mehrfach wurde mir nahegelegt, doch für eine stärkere künstlerische Ausbildung der Klassenräume einzutreten; - ich fühle gar keinen Antrieb dazu. Wenn die nötigen Lehrrequisiten: Tafel, Schrank, Lehrpult, Bänke, - und die technischen Requisiten: Heizung, Entlüftung, Beleuchtung dem Raum organisch eingegliedert sind, und ein guter Farbton kommt hinzu, dann sollte man im allgemeinen aufhören. Stätten geisti-

ger Arbeit müssen schlicht sein. Etwas Individuelles, das man immer vor Augen hat, stumpft ab. Der Kunsteindruck gehört in die Eindrücke, die zwischen den Stunden liegen, und unter den Betätigungen der Erziehung ist es vor allem die Leibesübung, mit der er sich verbinden läßt. Der Schulplatz gibt Anlässe genug zu einer Weiterbildung in diesem Sinne, sobald die Mittel hierfür zur Verfügung stehen. Er spielt im Gesamtbild erst eine richtige Rolle, wenn Gartenkunst und Künstlerhand ihm, statt seiner heute meist recht dürftigen Begrenzung, einen harmonischen Rahmen schafft.

Sonst aber sollte man das Wecken des Sinnes für Formkultur an eine ganz andere Stelle verlegen, an eine Stelle, wo der Schüler nicht nur diese Formkultur als etwas Fertiges vorgesetzt bekommt, sondern wo er selbst tätig in sie eingeführt wird. Das ist die »Werkarbeit« als Erziehungsfach.

Beim Kinde haben wir mit Erstaunen zu entdecken begonnen, welcher Reichtum des Anschauungsvermögens und der gestaltenden Ausdrucksfähigkeit erweckt werden kann, wenn nicht nur das Hirn, sondern auch Auge und Hand geübt und verständnisvoll angeleitet werden. Wir konnten es nur beim Kinde sehen, denn diese Keime, die aus dem Innern entspringen, werden im Laufe der Jahre von dem wirren Geröll von außen kommender Eindrücke verschüttet, wenn man sie nicht sorgfältig umhegt, bis sie kräftig genug geworden sind.

Und weil wir überall die Spuren dieser hoffnungslosen Verschüttungen in den Äußerungen des Lebens um uns wahrnehmen mußten, hatten wir begonnen, das als ein unvermeidliches Naturereignis seufzend hinzunehmen, was doch nur die Folge mangelnder Sorge zur rechten Zeit ist.

Diese Sorge durchzuführen, ist die große Aufgabe, welche die Organisationskraft unserer Schule zu erfüllen beginnt; dadurch wird sie von sich sagen können, daß sie wirklich die schlummernden Kräfte unseres Volkes planmäßig pflegt und den mächtigen Strom zusammenfassend vorbereitet, der das Arbeitsleben unseres Volkes treiben soll.

Die Anregungen, die aus der Schulung durch *Werkarbeit* entspringen, gehen nach zwei verschiedenen Seiten: sie liegen in einer allgemeinen Ertüchtigung des gesunden, praktischen Sinnes, sie liegen aber auch in einer unvermerkten Umbildung eines wichtigen Stückes der Gesinnung. Das Verständnis wird wach für tüchtige unverkünstelte Form, der Sinn wird geweckt für die Werte lebensvoller Arbeit, und damit wird der Boden gelegt für eine Gesundung unseres verwilderten Geschmacklebens.

Nicht ästhetische Betrachtungen sind für diese Gesundung nötig. Man bringe nur den einzelnen mit den Stoffen, aus denen wir bilden, in unmittelbare Berührung, man lasse ihn ringen mit den stilbildenden Mächten, die aus jedem dieser Stoffe hervorsprühen, so wie man ihn arbeitend berührt, und in diesem Kampfe wird ganz von selber jener Sinn erwachen, der das Echte vom Falschen zu scheiden lernt; jener Sinn, ohne den auch die beste Geschmackstheorie nichts nützen könnte.

Nachdem man dieser Quelle in den neueren Schulen die Bahn gebrochen hat, ist man überrascht, welche Fülle von frischem Leben hier hervorsprudelt, Leben, das nur schläft, wenn es nicht geweckt wird. Jetzt, wo wir uns überall rüsten, um schwere Verluste durch planmäßiges Sammeln der Kraft wieder wettzumachen, ist hier eine der ersten Stellen, wo wir durch ein zusammenfassendes Steigern unserer Fähigkeiten unsere wirtschaftliche Leistungskraft zu heben vermögen.

Wenn wir in der Kriegszeit in bezug auf das, was wir durch Organisation geleistet und was dadurch nicht geleistet werden kann, eine Erfahrung gemacht haben, so ist es wohl diese, daß alles Organisieren in stark entwickelten Dingen unendlich schwierig und opferreich ist, und nur das bewußte Lenken des noch in der Entwicklung Begriffenen zu Ergebnissen führt, die ein Volk wirklich kräftigen. Das gilt es ganz besonders den Fragen gegenüber zu beherzigen, die mit der wertebildenden Kulturarbeit unseres Volkes zusammenhängen. Wenn wir dem fertigen Menschen zu Leibe gehen, können wir sie nur unvollkommen und tropfenweise fördern, mögen wir es noch so systematisch anfassen; nur

2
wenn wir das Werdende zu modeln beginnen, kann eine Allgemeinwirkung vorausschauend vorbereitet werden. Diese Erkenntnis macht es nötig, wenn von Kulturfragen gesprochen wird, immer wieder zunächst den Blick auf die Schule zu lenken. Was hier getan wird, spart zehnfache Mühe und Arbeit, die man von anderen Stellen des Lebens aus nach gleicher Richtung hin zu tun versucht.

DER HAUSGARTEN

Wenig Werte gibt es, die der große Sturm der letzten Jahre nicht zerzaust, verweht oder verschüttet hat. Sobald sie aufgebaut waren auf menschlichen Konstruktionen, sind sie meist zusammengefallen, aber eines blieb als unverrückbares Gut, als unzerstörbarer Wert, als fester Angelpunkt aller Kraft: die Scholle. Der Begriff der Scholle ist durch den Krieg neu geheiligt worden.

Ein schöner Traum ist über die verhetzte Menschheit gekommen. Man sah den Menschen immer mehr als Fremdling über den Boden der Erde gehen, - man will ihm seinen Boden wiedergeben. Ein Heimatgefühl soll ihm die Erdscholle erwecken. Neue Gesundungssäfte erhofft man aus diesem Zusammenhang, und neues Leben soll sich allmählich daraus erbauen.

Kein Glaube ist heute fester, als der an Antäus, den frische Kraft durchströmte, wenn auch nur die Fußspitze den mütterlichen Boden berührte. Nur die Fußspitze! Ein Gartenfleck, und sei er auch nur klein, für den heimatlosen Menschen unserer freudlos zusammengeballten Städte! Ich will hier nicht untersuchen, inwieweit das volkswirtschaftlich möglich oder undurchführbar ist. Ich möchte nur feststellen, daß man unter allen Mitteln der Volkskultur, auf die unsere Zeit hofft, den Garten wohl in die erste Reihe rücken darf. Tausend Hirne mühen sich ab an dem Problem, ihn der Großstadtmenge zurückzuerobern, - niemand zweifelt an seiner belebenden Kraft.

Auch ich möchte daran nicht zweifeln, wohl aber ist es mir zweifelhaft, ob die Masse des Volkes für dieses Heilmittel bereits in dem Maße reif ist, wie man im allgemeinen anzunehmen scheint. Vielleicht gehört noch ein Stück mühsamer Vorerziehung dazu, ehe solch Heilmittel wirklich zu wirken vermöchte. Es ist nicht so einfach, ein lebendiges Verhältnis zwischen dem naturentfremdeten Menschen und einem Stück Land her-

zustellen. Zunächst gibt es viele, die stimmen wohl mit ein, wenn im allgemeinen vom Ideal der ländlichen Kleinsiedlung die Rede ist, und wenn sie sich selber dafür entscheiden sollen, ihr Leben wirklich in diesen Rahmen zu spannen, dann können sie sich nicht mehr losreißen aus den Verstrickungen des Großstadtdaseins. Edle und unedle Motive gehen dabei nebeneinander: dem einen ist es die Kunst, dem anderen die Sensation, die er glaubt nicht mehr entbehren zu können. Es sind Opiumraucher der Großstadtluft geworden. Ein charakteristisches Zeichen für die Schwäche unseres Zeitalters ist die Sehnsucht nach der Idylle und die Unfähigkeit, sie zu ertragen.

Diese Leute sind nicht mehr zu heilen; dann aber gibt es andere, die lassen sich wohl verpflanzen, aber sie glauben, das Stück Boden, mit dem sie nun in Berührung stehen, das müßte von selber sein Leben entfalten. Sie haben von der »Lilie auf dem Felde« gehört und erinnern sich ihrer beneidenswerten Lebensverhältnisse: - sie glauben darin das Grundprinzip alles dessen, was da wächst, zu kennen. Daß die Erde in Wahrheit eine edle Frau ist, die sich nur dem gibt, der ihr liebend naht, daß sie sich verschließt und voller Enttäuschungen ist, wenn man sie ächtlos oder gar roh behandelt, das wissen viele nicht. Sie sind ungeeignet für die stille rastlose Pflege, deren ein Stück Boden bedarf, damit er zum Garten werde.

Wenn es wirklich volkswirtschaftlich gelingt, die Möglichkeit des Gartengenusses unserem Volke in großem Maßstabe zurückzugewinnen, dann wird sich zeigen, daß der Garten nicht ohne weiteres sein Amt als Kulturerzieher zu erfüllen vermag, sondern daß es schon immer einer gewissen Kultur bedarf, um seiner froh zu werden; erst allmählich wird man weite Kreise des arbeitenden Volkes wieder bis zu dieser Kultur emporheben. Dafür werden Mustersiedlungen das unentbehrliche Mittel sein: nur Beispiel und Tat werden erziehen.

Aber haben wir nicht schon das Beispiel? Die Schrebergärten haben doch eine ganz gewaltige Entwicklung genommen. Der Bedarf ist so groß, daß keine Großstadt ihn voll zu decken vermag.

In diesen Gärten entfaltet sich ein prächtiges Stück deutscher Betriebsamkeit und deutschen Fleißes. Ein eigenes Schrebergartenleben hat sich herausgebildet, das einen Hauch behäbiger Kleinstadt in das ruhelose und nachbarlose Großstadtleben bringt. Wer solche Laubenkolonien etwas näher beobachtet, findet manche sympathische Züge, die etwa pendeln zwischen dem Erfindungsgeist in äußeren Dingen, wie wir ihn bei Robinson, und dem Erfindungsgeist in inneren Dingen, wie wir ihn bei Leberecht Hühnchen lieben. Kurz, wir fühlen alle möglichen guten und nützlichen Eigenschaften anklingen, aber Kultur? - -

Der Geist des deutschen Kleinbürgers mit seinen Tugenden und seinen Schwächen schwebt über dem Schrebergartentum. Und mit diesem Geist wollen wir uns nicht begnügen.

Nicht als ob wir etwa den Kleinhausgarten ästhetisieren möchten. Beileibe nicht. Die Probleme »moderner Gartenkunst« gehören als ästhetische Probleme nicht hierher. Natürlich sollen die Elemente neuer Ziergärten, die zierlich gefügten, lustig umrankten Lauben, der Streif leuchtender Bauernblumen und das zugleich schmückende und fruchtende Spalier nicht fehlen, aber sie spielen nicht die ausschlaggebende Rolle. Wie beim Schrebergarten ist das Gemüsebeet der Pol, um den sich alles bewegt, und doch soll solch ein Garten ein ganz anderes Aussehen haben. Zunächst muß all das kleine bauliche Gebastel unserer Schrebergärten wegfallen. Das darf nicht etwa aus alt-lieber Gewohnheit mit verpflanzt werden in den Siedlungsgarten. Es hat seine Daseinsberechtigung verloren, wo ein Haus den festen Ruhepunkt des Daseins gibt. Klar müssen sich Wohn- und Gebrauchsplätze des Gärtchens dem Hause angliedern, jedes trotz aller Anspruchslosigkeit ebenso durchdacht, wie ein gutes, seinem Zweck angepaßtes Möbel des Innern. Klar muß sich daran die Naturpflanzung schließen, ganz nach dem Bedürfnis der Natur zugeschnitten. Ein fachmännischer Kenner aller Einzelheiten dieses Gebietes wie Migge verlangt die Verbannung aller Bäume, um der Sonne kein Eckchen zu rauben: Obstbäume sollen die Straße säumen, das Gartenobst soll am Spalier gezogen werden.

Also ist die Parole ein kahler Garten? Nein, sie ist nur: kein romantischer Garten. Sie wendet sich nur gegen den Wahn, als müßte man auf dem kleinen Stück des eigenen Landes als einzelner all die Effekte erzeugen, die schließlich für eine gute Gesamtwirkung nötig sind, - die müssen eben durch die *Gesamtanlage* erzeugt werden. In ihr muß Baum und Haus, Grünabschluß und Allee an rechter Stelle stehen; die einzelnen Gärten fügen sich in dies Gesamtbild ein als neutrale Einzelstücke, die ihre Funktion für sich und für die anderen am besten erfüllen, wenn sie eben jene Klarheit einer sachlich-fachmännischen Behandlung zeigen. Daß außerdem für die Einzelbetrachtung Gemüsebeete nicht weniger schön sein können wie irgendeine andere Pflanzung, braucht man demjenigen kaum zu sagen, der sich auch nur etwas mit Nutzgärten beschäftigt hat.

Nirgends ist die Natur im einzelnen reizvoller, als wenn wir ihre üppige Fruchtbarkeit mit eigenen Händen zu greifen vermögen. Gelingt es wirklich, große Mengen unseres Volkes zum Kunstwerk eines fein gepflegten Gemüsegartens zu erziehen, dann ist viel erreicht.

Von der Wichtigkeit für unsere Gesamtwirtschaft will ich hier ganz schweigen, ich denke nur an die erzieherischen inneren Werte. Sie sind politischer Art durch das Verhältnis des Menschen zu einem ganz bestimmten Stück seines Vaterlandes, und sie sind seelischer Art durch das Verhältnis des Menschen zu einem Stück Natur. Die Lösung des politisch und seelisch unnatürlichen Gegensatzes zwischen Stadt und Land kann nur auf diesem Wege eingeleitet werden, ein Gegensatz, der sich als eine Schranke durch unser Volk zu legen droht, die noch gefährlicher wird als jede Klassenschranke.

Und es sind nicht nur diese Gefühlswerte, auf die es ankommt. Wenn der Mensch dem Großstadtleben entrissen und in die vereinfachten Bedingungen ländlicher Verhältnisse gestellt wird, muß er ganz von selber neue Lebensformen für sein Dasein suchen, da die äußeren Vorbedingungen für die alten Lebensformen auf dem Lande nicht vorhanden sind. Die Formen für Geselligkeit, für geistige und körperliche Anre-

gung müssen neu geschaffen werden, und für dieses neue Schaffen bietet sich ein gewaltiger Vorteil: ein Weg steht offen, um veredelten Anschauungen auf diesem Gebiete vorwärts zu helfen, der nicht versperrt ist durch Konvention, Verpflichtungen und tausenderlei Großstadtgestrüpp. All das gute Wollen, das sonst in solchem Gestrüpp zu ersticken pflegt, wird festen Boden gewinnen können. Jene natürliche Menschlichkeit, von der gerade wir Städter so sehnsüchtig träumen, die den Geist nicht übersättigt, die Seele nicht überhitzt und den Leib nicht vergiften läßt, können wir uns langsam wieder entstehen denken.

Es klingt vielleicht phantastisch, wenn all diese guten Früchte auf jenem kleinen Stück Gartenboden erwachsen sollen, - aber sind nicht auch so viele böse Früchte aus der kleinen Hinterhauswohnung erwachsen? Auch die Menschenseele verdorrt oder gedeiht, je nach dem Boden, in den sie gesteckt wird.

Wir wollen uns aber ruhig mahnen lassen, nun nicht allzu summarisch alles Heil aus diesem Punkte zu erwarten. Es ist gewiß, daß der eigene Garten für vieles nur eine Vorbedingung, noch nicht eine Erfüllung ist, ja daß man sich sogar vom Standpunkt einer wirklich ausgeglichenen Kultur vor gewissen Einseitigkeiten hüten muß, die er züchten kann. Vor allem kommt gerade dabei der Punkt in Betracht, für den ein Gewinn am sichersten gewährleistet zu sein scheint: das Naturgefühl. Es ist ein eigen Ding um dieses Gefühl. Wir können nicht etwa sagen, daß der Städter es im allgemeinen verloren hat; man denke nur, welche Lasten er auf sich nimmt, um einige Stunden durch den Wald streifen zu können, mit welchem Entzücken er die Heide durchwandert, wie er genießen kann, wenn er hoch auf dem Deichrand am Strom entlang seinen Weg erkämpft im salzigen Wind. Solche Stunden bewußten Genusses wiegen vieles auf.

Und wenn man nun über seinen Gartenbeeten hockt und das Wachsen und Gedeihen im einzelnen beobachtet, jedes Pflänzchen kennt und sich an jeder Blüte freut, dann lebt man zwar auch mit der Natur, aber

droht nicht jener andere Genuß großer eindrucksvoller Stimmungen verlorenzugehen? Wird man sich noch zu diesem elementaren Genießen losreißen? Ohne Frage wird auch hier die Gefahr drohen, die intimere Kennerschaft stets für das unbefangene Genießen bedeutet. Als ich kürzlich eine Freundin beneidete um ihre eingehende Sachkenntnis in allen Vogellauten, antwortete sie mir: »Ich wünsche mir oft, ich könnte das bunte Durcheinander des Vogelsanges wieder so hören wie früher.« Man darf nicht dazu kommen, die Natur nur mit Gärtneraugen betrachten zu können, sonst verliert man ein wertvolles Gut.

So etwas wollen wir nicht vergessen, wenn wir heute geneigt sind, alle Dinge vom Standpunkt des Erziehers zu betrachten. Wir stehen vor einer so großen Aufgabe, daß wir alles zu ihrer Bewältigung heranziehen müssen, das bleibt uns gar nicht erspart, und eine gewisse absichtliche Systematisierung ist die unvermeidliche Folge. Wir dürfen dabei nicht übersehen, wo ihre Gefahren liegen, und nicht verlernen, diese Systematisierung im rechten Augenblick zu vergessen. Neben dem systematischen Zurückführen zu unmittelbarer Fühlung mit der Natur, die durch den Garten erreicht werden soll, darf der unbefangene Genuß, der sich bei allen Dingen nur aus einem gewissen entfernten Standpunkt ergibt, nicht verlorengehen. Aber dafür werden wir schon sorgen können, wenn wir nur erst einmal den Garten für das Volk wiedergewonnen haben. Das Streben danach ist eine der dankbarsten, aber auch eine der schwersten Kulturaufgaben. Im Kino und in der Kirche, beim Friedhof und bei der Schule ist das Mittel, um die Kulturwirkung auszuüben, bereits vorhanden, und es gilt nur, es richtig zu gebrauchen; hier muß das Mittel selbst erst erobert werden.

DAS GERÄT

»Wenn sich die Kunst mit der Arbeit eines Volkes enger verschwistert, so sind die Folgen nicht nur ästhetischer Natur. Nicht etwa für den feinfühligsten Menschen, den äußere Disharmonien schmerzen, wird damit Wichtiges gewonnen, nein, die Wirkung geht weit über den Kreis der Genießenden hinaus. Sie erstreckt sich zunächst vor allem auf den Schaffenden: auf den Arbeitenden selbst, der das Werk hervorbringt. Spielt in sein Tun wieder der Lebenshauch der Kunst hinein, so steigert sich sein Daseinsgefühl, und mit dem Daseinsgefühl steigert sich seine Leistungskraft. Jeder, der als Erfinder mit Arbeitenden zu tun gehabt hat, wird diese Beobachtung als einen der schönsten Eindrücke seines Berufes kennengelernt haben. Die Freude an der Arbeit müssen wir wiedergewinnen, das ist gleichbedeutend mit einer Steigerung der Qualität. Aus dieser Steigerung der Qualität unseres Gerätes und unserer Gebrauchserzeugnisse entspringt dann als letztes Ziel die erzieherische Wirkung auf den Verbraucher, das Volk.«

Man sieht aus diesen Worten, die der Taufrede entstammen, die mir bei Gründung des »Deutschen Werkbundes« in München 1907 übertragen war, daß es nichts Neues ist, wenn man das deutsche Kunstgewerbe aufruft, sich seiner Verantwortung als Mittel der Volkskultur bewußt zu werden.

Die Veredelung der einfachen Arbeit, die den Bedürfnissen des Tages dient, wirkt mit besonderem Nachdruck: dem ausführenden Arbeiter gibt sie neue Kräfte, - dem brauchenden Volksgenossen neue Anregungen, - dem ganzen Volke neues Ansehen. Das alles wissen wir nicht nur seit langem, wir haben auch die Kraft, um die Forderungen, die aus diesem Wissen hervorgehen, zu erfüllen. Wir sehnen uns nach der Erfüllung. Dennoch finden wir nicht genug erreicht, wenn wir um uns schauen. Das Gerät, das der Durchschnittsdeutsche für die Bedürfnisse seines

Daseins braucht, ist nur zu oft minderwertiges Erzeugnis. Was nützen uns die schönsten künstlerischen Erkenntnisse, was nützen uns die lebensvollen Reformen unserer Fachschulen, was nützt uns all das gute Können in unseren Werkstätten, was nützt uns die ganze große Sehnsucht nach einer harmonischen Umwelt, wenn das, was auf den wirklichen Markt kommt und von dort in den eigentlichen Blutkreislauf unseres Geschmackslebens übergeführt wird, nicht diese Erkenntnisse und Reformen, dies Können und dies Sehnen widerspiegelt?

Wir müssen uns klar werden, wo die Hemmungen liegen, die reiche Möglichkeiten am rechten Entfalten zu hindern vermögen. Man kann den Grund heute nicht mehr einfach in der unabänderlichen Tatsache sehen, daß die Industrie mit ihren Maschinen das Handwerk eingeengt und verdrängt hat. Der Beweis ist längst erbracht, daß ein charaktervolles Erfassen der neuen Möglichkeiten, welche die Industrie eröffnet, zu durchaus einwandfreien Ergebnissen führen kann, wenn man nur nicht Handarbeit durch Maschinenarbeit nachmachen will. Setzt man diese Erkenntnis um in die Tat, so müßte auf der einen Seite eine anständige Maschinenarbeit entstehen und auf der anderen Seite bliebe ein weiter Raum, in dem das Handwerk niemals entthront werden könnte. Warum ist dieser Weg nicht der Weg unserer Zeit geworden? Der Grund liegt nicht im Handwerk. Der Entwicklungszug der Industrie zieht das Schicksal des Handwerks unhemmbar nach sich. Wir brauchen also nur zu fragen, warum unsere Industrie nicht diesen reinlichen Weg gegangen ist, der vor ihr lag.

Als Antwort stößt man auf einen jener bösen Echogründe, die man auf dem Wege der Kultur zu den gefährlichsten Erscheinungen rechnen darf; die Industrie pflegt zu sagen: weil das Publikum anderes verlangt, - das Publikum pflegt zu sagen: weil die Industrie nichts anderes bietet. Eigentlich ist die Entscheidung in diesem Widerspruche nicht schwer, denn jede Ausrede, die sich auf »Publikum« beruft, ist morsch und faul. Es wird immer gelingen, das Publikum zum Einschwenken in eine Richtung verführen zu können, die auf seine schlechten Instinkte

spekuliert, aber das beweist nichts dafür, daß es etwa versagen würde, wenn man mit kraftvoller Tat an seine guten Instinkte zu appellieren wagte.

Die minderwertige Kunstindustrie, von der wir sprechen, macht bewußt ihre Geschäfte mit den Schwächen des Volkes. Abwechslung und bunte Verzierung, das sind die Schwächen jedes Kindes, es sind auch die Schwächen des Kindes »Publikum«.

Die Industrie hat daraus zwei wirtschaftliche Grundsätze entwickelt, die unsere Kultur ruinieren: den Grundsatz der Novitätenhetze und den Grundsatz der Aufmachungsseuche. Beide gelten als Grundpfeiler unseres kunstindustriellen Wirtschaftslebens: die arbeitshungrige Maschine kann nur in lückenloser Folge gespeist werden, wenn ihr Produkt schnell wieder durch »Novitäten« entwertet wird. Sie kann nur ihre Preise halten, wenn das Produkt durch billigen Schmuck nach mehr aussieht, als dahintersteckt. So lautet der Glaubenssatz. Beides wird begünstigt durch Moden: die Mode gibt dem Abwechslungstrieb eine verstärkende und bestimmte leitbare Richtung. Ihrem jeweiligen Wesen wird Genüge getan durch die Verzierung.

Man macht also Moden, - und das Publikum macht mit. Hier schließt sich der Zirkel des »Echo«-Grundes: das mitmachende Publikum wird zum Beweis der Notwendigkeit dieses Verfahrens festgenagelt, es wird zum Subjekt in dieser Gedankenkette, deren Objekt es in Wahrheit ist. Wie greift man in diese gefährliche Kette ein, um sie zu zerreißen? Es ist nutzlos, den Kampf gegen die Methoden der Industrie oder den anderen Kampf gegen die Moden des Publikums mit den Waffen idealer Überzeugungen zu führen. Erzeuger und Verbraucher lassen sich nicht gegeneinander ausspielen, solange der Geschäftsmann oder der Geschäftsgeist - es ist gleichgültig, ob sich diese Mittelsmacht in einem besonderen Individuum verkörpert - die Fäden des psychologischen Widerspiels, in das sie gegenseitig verstrickt sind, zu lenken vermag. Nur wo der Einfluß an den Punkt herankommt, wo jetzt der Geschäftsmann allein steht, dem Punkt, an dem sich der Wechselprozeß von Erzeugung

und Abnahme abspielt, kann er etwas Greifbares ausrichten. Sei es durch die Kraft überzeugender Beispiele, sei es durch das Beispiel ausschaltender Gewalt.

Wo zeigen sich uns solche entscheidenden Punkte, die überhaupt Gelegenheit zu einem derartigen Eingriff geben? Wenn man Umschau hält, scheinen mir vor allem zwei Gelegenheiten hervortreten, an die man anknüpfen könnte. Die eine ständig wiederkehrend und deshalb besonders wirksam, die andere aus den zufälligen Verhältnissen der Zeit auftauchend und deshalb besonders wichtig.

Die erste besteht in der großen jährlichen Heerschau unserer Kunstindustrie auf den Mustermessen. Was wir hier vor uns haben, hat eine ganz besondere, in ihrer Weise einzigartige Bedeutung: es ist Ernte und Aussaat in einer Erscheinung zusammengefaßt. Zunächst zeigt uns die Messe, was aus dem unkontrollierbaren Schoß der warenerzeugenden Kräfte Deutschlands als Ergebnis unseres gegenwärtigen Kulturzustandes heraufsteigt. Aber mit dieser Registrierung des Zustandes ist die Sache keineswegs erschöpft: ohne daß man an diesem Ergebnis noch etwas zu ändern vermag, wird es sofort zum Keim eines in tausend Wurzeln verzweigten, unentrinnbaren Einflusses. Denn jeder einzelne Gegenstand auf solcher *Mustermesse* ist ja nicht nur um seiner selbst willen da, sondern vertritt ein ganzes Heer weiterer Exemplare seiner Gattung, deren Entstehen er erreichen will. Für wenige Tage steht man zwischen zwei Wellen, einer, die sich vollendet, und einer, die neu anhebt. Diesen kritischen Augenblick muß man nützen.

Mir scheint vor allem wichtig zu sein, daß man aus doppelter Richtung seinen Einfluß auszuüben beginnt. Die eine selbstverständliche ergibt sich daraus, daß man dem anspruchsvollen »künstlerischen« Unwert, der billig prunken will, künstlerisch empfundene Dinge gegenüberstellt, die zwar sehr viel einfacher und bescheidener wirken mögen, aber die echt sind. Man hat in dieser von unten kommenden Richtung erfolgreiche Vorstöße vom Boden der Volkskunst aus gemacht, aber man sollte sich nicht etwa auf diese Note beschränken. Der Kreis der Erschei-

nungen, die hier in Wettbewerb treten können, ist schon groß genug, um das Bedürfnis jedes Suchenden auch auf einen neutraleren Geschmacksboden zu befriedigen.

Denn nicht immer vermag die Volkskunst, so wertvoll sie auch ist, zu helfen; es gibt Großstadtzusammenhänge, wo sie nicht mehr den Ton angeben kann, sondern ein noch herberer Klang gediegener Sachlichkeit nötig ist, um die erwünschte Grundstimmung richtig zu treffen.

Dieser stille, zähe Kampf des gediegenen Einfachen gegen das ungediegene Reiche ist gar nicht hoch genug anzuschlagen. Aber es liegt in seinem Wesen, daß er gerade durch seine Tugend der Anspruchslosigkeit bei Massenaufgeboten einen schweren Stand hat. Deshalb muß dieser Kampf von unten her gleichzeitig ergänzt werden durch einen Kampf von oben her. Man muß nicht nur zeigen, wie man den unechten Luxus durch echte Einfachheit ersetzen möchte, sondern muß ihm auch den *echten* Luxus gegenüberstellen. Vielleicht ist das die allerwirksamste Waffe, um anspruchsvollen Ungeschmack in Schach zu halten. Man kann den falschen Luxus am erfolgreichsten, ja vielleicht einzig und allein dadurch kennzeichnen, daß man neben ihm den wirklich echten zeigt. Auf den neuerdings ins Leben gerufenen Ausstellungen, die zwangsweise nur für den *Export* in Betracht kommen sollen, ist dieser Wunsch, wie es scheint, bereits erfüllt, aber man sollte ihn, schon aus erzieherischen Gründen, auch für die Mustermessen nicht vergessen, die nicht allein auf *Export*, sondern auch auf unser innerdeutsches Bedürfnis eingestellt sind.

Es gilt auf diesem Schlachtfelde des Umsatzes den Kampf aufzunehmen mit aller nur erdenklichen Energie. Hier ist die einzige Stelle, wo man den Anwalt des Erzeugers und den Anwalt des Verbrauchers in unmittelbarem Nebeneinander vor sich hat.

Die andere Gelegenheit, von der ich sprach, bezieht sich nicht auf eine Beeinflussung jenes wichtigen Übergangsgliedes zwischen Erzeuger und Verbraucher, dem so viel entscheidende Macht innewohnt, sondern richtet sich unmittelbar auf Herstellung und Vertrieb.

Wir befinden uns durch den Krieg in einer in vieler Richtung einzigartigen wirtschaftlichen Lage. Fast alle unsere Vorräte sind auf dem Gebiete des Gerätes und der kunstgewerblichen Einzelerzeugnisse geräumt, der ganze die Bewegungsfreiheit hemmende Ballast *vorhandener* Ware, auf den der Geschäftsmann sonst Rücksicht nehmen muß, ist verschwunden: wir stehen gleichsam nackt an der Pforte eines neuen Abschnittes. In ungewöhnlichem Maße haben wir es also in der Hand, wie die Umwelt aussehen soll, mit der wir unsere Zukunft umgeben.

Aber es handelt sich nicht nur darum, daß die Bahn frei ist, ebenso wichtig ist der Umstand, daß zur Zeit die Produktion in vielen Fällen zugleich abhängig ist von der Hilfe der Allgemeinheit. Diese ist die Verwalterin der nötigen Rohstoffe und vielfach auch der nötigen Mittel. Sie muß oft in großem Stile die Herstellung fehlenden Gerätes organisieren. Dadurch wird die einseitige Macht des Geschäftsmannes zeitweilig ausgeschaltet. Die Möglichkeit ist gegeben, gut gewählte Muster ohne Rücksicht auf Moden oder sonstige Beeinflussungen in großem Maßstabe zur Herstellung zu bringen und diese Muster mühelos im Publikum einzuführen. Das ist an vielen Orten - so auch in Hamburg - mit vollem Reformbewußtsein nach dem ersten Weltkrieg ausgenutzt worden: viele Millionen staatlicher Gelder sind durch Vermittlung gut beratener gemeinnütziger Gesellschaften zum Wohle unserer Volkskultur in anständigen Hausrat umgesetzt. Ließe sich diese Aushilferscheinung, die bittere Not erzeugte, nicht zu einer ständigen Einrichtung machen?

Ebenso wie es staatlich geförderte gemeinnützige Baugesellschaften gibt, könnte man sich staatlich geförderte gemeinnützige Gerätegesellschaften denken. Ihre Gründung würde kein Opfer für den Staat bedeuten, sie könnten im Sinne eines angemessenen Geschäftes aufgezogen sein. Sie dürfen nicht etwa selber herstellen, damit Regiearbeit nicht die selbständigen Betriebe schädigt, im Gegenteil, ihre wichtige Aufgabe würde es sein, eine möglichst große Anzahl wertvoller Betriebe in ihren Wirkungskreis hereinzuziehen. Dinge, die dafür geeignet sind, müßten

industriellen Unternehmungen zugewiesen werden, aber besonderes Augenmerk bedürfte die Belebung des guten patriarchalisch betriebenen Handwerks. Es ist auf eine planvolle Förderung angewiesen, wenn es nicht unter den mechanisierenden Einflüssen unserer Zeit ersticken soll, und sein Ersticken würde einen unwiederbringlichen kulturellen Verlust bedeuten. So würde der eigentliche Zweck der Organisationsform darin liegen, die wirtschaftliche und geschmackliche Richtung der Geräteerzeugung kulturfördernd zu lenken.

Diese staatlich organisierte gemeinnützige Unternehmung hätte aber nicht etwa nur für gute Formen in den Entwürfen zu sorgen, sondern die darüber hinausgreifende Aufgabe wäre, eine vorbildliche, durch praktische Arbeit belegte Grenzregulierung zwischen Industrieprodukt und Handwerksprodukt auf dem Gebiete des Gerätes.

Je deutlicher man hier die Unterschiede in schärfster Gegensätzlichkeit betont, um so förderlicher wird es sein: auf der einen Seite, wo die Maschine ausschlaggebend eingreift, eine Richtung, die auf Typisierung geht und im Herausarbeiten immer abgeklärterer Typen ihr Ziel sieht, - auf der anderen Seite, wo die Hand ausschlaggebend eingreift, ein Herausarbeiten der Werte, die nur vom individuell empfindenden Menschen geschaffen werden können. Das ist ein so natürliches Ziel, aber unsere Zeit arbeitet meistens genau umgekehrt: die Maschine strebt nach scheinbarem Individualismus, der durch krampfhaften Musterwechsel und dem damit verbundenen billigen Ziergeist vorgetäuscht wird, und die Hand wird gedrängt zur mechanischen Produktion, der man durch Arbeitsteilung bedenklich nahekommen kann. Wird das Steuer nicht auf beiden Seiten herumgeworfen, so laufen sie sich in den Untiefen der Kulturlosigkeit fest.

Das wir das durch gute Lehren nicht erzielen können, ist sattsam bewiesen. Nur wenn man zupackt, kann man hoffen, etwas zu erreichen. Das öffentliche Beispiel kann nicht so leicht übersehen werden, wie man die öffentliche Lehre überhört.

Ich bin mir wohl bewußt, daß solche Vorschläge nur künstliche Hilfs-

mittel sind, aber solange wir den »Großstadtgeist«, der noch immer bestimmend durch unser Leben geht, nicht überwunden haben, können wir uns in diesen Dingen auf das natürliche Wachstum nicht verlassen, wir müssen das Wachstum gewaltsam regulieren. Solch gewaltsamer Eingriff durch staatsseitig unterstützte Organisation darf nicht das Endziel sein, - es ist nur der Anfang einer Lösung, gewissermaßen ein Schutzwall, der verhindert, daß wertvolle Güter nicht verschüttet werden. Solcher Schutzwall ist unserm Handwerk nötig.

Die wirklich endgültige Lösung, die damit eingeleitet werden soll, läßt sich nicht auf dem Gebiete der Geräteerzeugung selber erzielen, weder in der Industrie noch im Handwerk. Deren Zustand ist nur der Reflex unserer ganzen Lebensformen, und die wahre Lösung liegt allein in der allmählichen Umgestaltung dieser Lebensformen, das heißt genauer ausgedrückt, in der Umwertung des Typus »Großstadt«.

Erst wenn es gelungen ist, diesen Begriff von den Vorstellungen hoher Zinshäuser und steinerner Riesenstraßen zu lösen, die ihm jetzt sein Gepräge geben, wird auch das Gerät der Großstadt jenen Charakter verlieren, der den Scheinfassaden von Zinshäusern so erstaunlich genau entspricht.

Das Ziel, durch andersartige Bausysteme auch den neuen Zonen der Großstadt den Charakter behaglicher Mittelstädte wiederzugewinnen, ja die Wohnform bis zur Gartenstadt abzustufen, vor allem aber das Ziel, die Großstadt zu zerlegen in ein Bündel von Nebenzentren, die sich von Kleinstädten alten Gepräges nicht wesentlich unterscheiden, muß erst erreicht werden. Diese neuen Stadtformen werden die Menschen erst wieder in jene natürlichen Lebensgemeinschaften zurückführen, die früher selbstverständlich waren, und aus diesen Lebensgemeinschaften mittelstädtischen Gepräges wird ganz von selber das Handwerk wieder erwachsen, das durch die Großstadt gefährdet wird. Die Fühlung mit dem Entstehen der Dinge, die sich in kleinen Verhältnissen von selbst ergibt, wird wieder möglich, und der Mensch wird allmählich unterscheiden lernen zwischen den Dingen des Lebensgebrauchs, die

aus persönlicher Föhlung menschenhaft entstehen müssen, und denen, die ihren Wert im korrekten Gleichmaß maschinenhaften Entstehens tragen.

An dieser Umgestaltung unserer Lebensformen arbeiten wir, aber die Arbeit ist langsam und mühselig. Die gestaltlosen Konglomerate der Massen unserer jetzigen Großstadt lassen sich nicht so leicht in neue Kristallisationsgebilde zerlegen. Ehe wir so weit sind, müssen wir unsere edelsten Güter künstlich vor dem Verderben hüten, und das können wir nur, wenn wir unablässig den Kampf gegen die Gewalt mechanisierender Übermächte weiterführen.

Unter allen Mitteln der Volkskultur ist der Anstand im Gerät des täglichen Lebens vielleicht das mächtigste, weil es dasjenige ist, das der Lebenshaltung absichtslos den Stempel aufdrückt. Der Geist, der in den Geräten des Menschen steckt, ist der Geist seiner Zeit, - das dürfen wir nie vergessen.

DIE STRASSE

Wir haben verschiedene Stätten betrachtet, an denen das Volk seine Eindrücke sucht, und uns vergegenwärtigt, was es hier findet und was es finden könnte: die Stätten der Unterhaltung, die Stätten der Erhebung, die Stätten der Trauer, die Stätten der Betätigung und der Erziehung. Eine Stätte aber spielt noch eine bedeutsamere Rolle als alle. Sie steht gleichsam beherrschend über solchen Eindrücken, und das ist die Straße.

Dem Volke ist die Straße mehr, als sie denen zu sein pflegt, die mit selbstgewählten Eindrücken der Kunst, Literatur oder Wissenschaft innerlich gesättigt sind. Vielen von diesen ist sie nicht viel mehr als das Mittel, um zu einem Ziele zu kommen. Dem Volke aber ist die Straße selbst vielfach das Ziel. Sie ist dem großen Kinde gleichsam ein Spielzimmer, in dem es sein Bilderbuch besieht.

Nun wissen wir genau, welche wichtige Rolle in der Erziehung dem Bilderbuche und dem Spielzimmer zukommt, und wenn wir die Straße einmal aus diesem Gesichtswinkel betrachten, müssen wir erschrecken. Die Geschäftsstraße der Großstadt ist mit wenigen Ausnahmen ein wirres, Auge und Nerven aufpeitschendes Durcheinander, die Wohnstraße ist in den Quartieren der Kleinwohnungen noch oft eine trostlose, Auge und Nerven erschlaffende Ödigkeit. Mit einem Worte, der Raum, in dem sich ein wesentliches Stück des Volkslebens abspielt, ist vielfach nicht wie es sein sollte.

Faßt man zunächst nur die *Geschäftsstraße* ins Auge, so ist leicht zu sagen, woran das liegt. Es sind zwei ganz verschiedene Elemente, die diese kulturfeindlichen Eindrücke hervorbringen: einmal die Art, wie sich der Geschäftsbetrieb gebärdet und dann die Art, wie der Rahmen sich gebärdet, der diesen Betrieb umfaßt.

Auf das erste läßt sich mit direkten Mitteln wohl nur wenig Einfluß ge-

winnen. Die Gestaltung des Schaufensters ist eine private Angelegenheit, und wir können im allgemeinen nicht viel Kultur von ihr erhoffen, wenn wir uns vorstellen, was der Durchschnitt des kleinen deutschen Ladenbesitzers als wirkungsvoll ansieht. Ein angeborener, aus dem Volke erwachsener Instinkt für dekorative Wirkungen, wie wir ihn vielfach beim Romanen finden, scheint uns versagt.

Wo wir heute geschmackvollen Auslagen begegnen, da sind es gewöhnlich die ganz großen Geschäfte, vor allem die Warenhäuser, die sich hervortun, weil sie einen Spezialisten für die Kunst des Schaufensters in ihren Diensten haben und so zwischen den vielen dilettantischen Versuchen, den Sinn der Massen zu fangen, auch der Virtuose auf diesem Gebiete zu Worte kommen kann. Der Zug der Zeit, der vom Einzelbetriebe zu großen, zusammenfassenden Geschäftsorganisationen zu führen scheint, läßt also in dieser Richtung eine Besserung der Verhältnisse wohl erwarten. Denn darüber muß man sich klar sein, was uns als kulturwidrig und verderblich im Geschäftsbetriebe der Straße erscheint, das ist nicht etwa die Tatsache, daß alles lebhaft um die Aufmerksamkeit des Passanten wirbt - das ist gutes Recht -, sondern es ist die wirre oder die alberne Art, mit der das geschieht. Die Farben des Bilderbuches können gern grell sein, wenn das ganze nur Stil hat.

Daraus ergibt sich zugleich der Standpunkt gegenüber einer anderen großen Macht der Straße, die wohl noch ein viel entscheidenderes Wort spricht als die Geschäftsauslage. Es ist nicht nur die Ware und ihre Anordnung, mit der man sich um die Gunst des Passanten bemüht, diese immerhin sachliche Handlung wird unterstützt durch das weit größere Mittel der Anpreisung: die Reklame. Sie rechnet meist nicht mehr dilettantisch, sondern nach bewußtem System auf die Schwächen der Massen und hat ihre eigene Psychologie herausgebildet, die vielfach mit einer gewissen Unfehlbarkeit ihre Wirkung erreicht. Die Grundelemente, auf denen diese Psychologie sich aufbaut, kehren immer wieder: sie beruhen auf dem Reiz der Neugier, der durch etwas Rätselhaftes oder durch etwas Witziges hervorgebracht wird, - auf dem Reiz der uner-

warteten ständigen Wiederholung, - vor allem aber auf dem Reiz des unerwarteten Gegensatzes in Farbe, in Form und Bewegung. Kurz, sie beruhen auf einer künstlichen Störung des Gleichgewichts.

Dieses Ziel ist die Hauptsache: Störung des Gleichgewichts, Störung der Ruhe. Und daraus entsteht eine Gefahr für das Verhältnis von Straße zu Volkskultur, eine Art öffentlicher Ruhestörung, die nicht gleichgültig ist.

Nun würde es natürlich außerordentlich töricht sein, zu glauben, das Ziel wäre, diese Regungen der Reklame nach Möglichkeit zu unterdrücken; so einfach ist die Sache nicht. Die Kräfte, die hier zum Vorschein kommen, lassen sich nicht bannen, sie sind viel zu mächtig, und sie sind auch als solche unentbehrlich. Daß moderne Betriebe ohne Reklame undenkbar sind, braucht keines Beweises; wer es nicht versteht, im Rahmen des Geschäftes sein Vorhandensein, sowie das Vorhandensein seiner besonderen Ware und ihrer Eigentümlichkeiten deutlich zu machen, der ist eben nicht vorhanden. Es kann sich deshalb nur darum handeln, diese Mächte zu lenken, nicht sie zu knechten. Es fragt sich also: wie ist das möglich, wo doch gerade das Wesen dieser Erscheinungen in jener unlenksamen Unbotmäßigkeit liegt, die versucht, alles zu übertönen. Ganz recht, - aber wenn ich jemand übertönen will, dann kommt es für den Grad meines Schreiens ganz darauf an, wie groß im allgemeinen ohnehin der Lärm ist. Wird maßlos geschrien, so muß ich brüllen, ist das Getöse mäßig, kann ich mich auch mäßigen. Es handelt sich also darum, die Skala des Reklamegetöses als Ganzes um eine Stufe leiser zu stimmen. Das hat zur Folge, daß man den Ton weniger laut zu erheben braucht und doch noch gehört wird. Die vernünftige Reklame hat den Wert dieser allgemeinen Dämpfung meist längst erkannt, denn die Methode unbeschränkter Kraftentfaltung hat eine Grenze, wo sie kaum noch weiterzutreiben ist; in einer mittleren Zone dagegen gibt es viel mehr Schattierungen. Die geistige Seite, die bei einer brutalen Reklame völlig untergeht, kommt zu ihrem Recht, und dadurch eröffnet sich ein Feld wichtiger neuer Möglichkeiten. Es pflegt deshalb von ver-

ständigen Leuten beispielsweise durchaus nicht geschäftlich als Schädigung angesehen zu werden, wenn in einer Straße die Auflage gemacht wird, daß Reklameinschriften an den Gebäuden nur an Stellen angebracht werden, die in der architektonischen Disposition der Fassade von vornherein dafür vorgesehen sind. Und welche Wohltat ist solche Bestimmung für die architektonische Wirkung des Gesamtbildes! Wer es einmal erlebt hat, wie die alten Straßen Leipzigs, dieser Hochburg der Straßenreklame, aussehen, wenn die Fassaden im Frühjahr neu gestrichen werden und zu diesem Zwecke die Schilder heruntergenommen sind, die alle Formen quer überschneiden, der weiß, daß hemmungslose Reklame den ganzen Architekturcharakter einer Stadt überwuchern kann.

Hält man aber Willkür und Unart durch geeignete baupflegerische Verordnungen von der Reklame fern, so kann das Bild einer großstädtischen Geschäftsstraße durch das prickelnde, farbige Spiel verschiedenartiger Schilder und belebter Flächen zu einem höchst reizvollen Eindruck gesteigert werden. Ja, sogar die Lichtreklame sollte man an den belebten Mittelpunkten des Geschäftsverkehrs nicht etwa grundsätzlich bekämpfen; ohne sie gibt es in der inneren Stadt kein abendliches Großstadtbild mehr. Wohl aber muß man sie erbarmungslos ausrotten, wo sie durch ihr Aufflammen den stillen Zauber nächtlicher Landschaftsbilder zerstört. Städte, deren bauliches Wesen auf Wassereindrücken beruht, müssen sich in dieser Hinsicht mit allem Nachdruck verteidigen. Es gibt nichts Kostlicheres, als die weichen Stimmungen spiegelnder Lichter über dämmernden Wasserflächen, und es gibt nichts Barbarischeres, als wenn sie plötzlich durch den hellflammenden Namen einer Zigarettenmarke zerrissen werden. Man darf nicht erlauben, daß der einzelne einer Stadt ein Stimmungsgut raubt, das ihrer ganzen Bevölkerung als eine ihrer feinsten Gaben gehört. Ich denke beispielsweise an die Hamburger Binnenalster.

Wir kommen also zur Forderung, die Reklame zum Wohle der Gesamtheit in erweitertem Maße unter baupflegerische Obhut zu nehmen,

damit die Straße ein Raum bleibt, der wohltuend auf den Sinn der Massen wirkt.

Das ist allerdings damit allein nicht zu erreichen. Wir haben erst bereits gesagt, daß die Art, wie der Geschäftsbetrieb sich gebärdet, nur die eine Seite der Sache berührt. Die andere liegt darin, wie sich der Raum selbst gebärdet, der den Betrieb umfaßt. Einer Straße, deren Architektur ein hoffnungsloses Durcheinander verschiedenster Baueindrücke ist, nützt es nichts, wenn ihre Reklamewelt in ruhige Bahnen gelenkt wird: was man vor papierener Unruhe schützt, ist nur die größere steinerne Unruhe, die in Gestalt von Bauten dahintersteht.

Gegen dieses Übel aber sind wir bisher so gut wie machtlos. Wir können mit den Mitteln der Baupflege wohl erreichen, daß Verunstaltungen unterbleiben, aber das gibt noch nicht die Macht, harmonische Wirkungen zu erzeugen: auch eine ganze Reihe an sich einwandfreier Bauten kann in buntem Gemisch eine unerträgliche Gesamtheit ergeben. Das ist bei wichtigen Straßen und Plätzen, die im Leben des Volkes eine entscheidende Rolle spielen, im hohen Maße zu bedauern. Wenn man heute die Interessen der Allgemeinheit als leitenden Gesichtspunkt in den Vordergrund aller Erwägungen stellt, so muß man es auch als eine bedeutsame Aufgabe betrachten, die Räume, in denen sich diese Allgemeinheit bewegt und lebt, so gut wie möglich zu machen.

Es ist eines der wichtigsten Mittel, um die Kultur des Volkes allmählich mehr und mehr zu verfeinern.

Sobald wir nun die Straße als solchen Volks-Wohn-Raum betrachten, erheben sich sofort ganz bestimmte Forderungen. Es gibt keinen gut bewohnbaren Raum, in dem die Wände in verschiedenen Farben tapeziert sind, ja in dem diese Wände nicht nur in verschiedenen Farben, sondern auch in den verschiedensten Materialien prangen. Das tut aber heute der Raum der Straße mit besonderer Vorliebe: der tiefe Ton des Backsteins wechselt mit den hellen Tönen von Putz und mancherlei Werkstein.

Die guten, den Menschen wohligh in sich aufnehmenden Straßen frühe-

rer Zeiten zeigen immer einen deutlich ausgesprochenen einheitlichen Materialcharakter. Es sind Backsteinstraßen oder Putzstraßen. Nicht, als ob nicht ab und an auch das andere Material in Gestalt eines Hauses zum Vorschein käme, - das braucht ebensowenig zu stören, wie in einem einheitlich tapezierten Zimmer ein andersfarbiger Wandteppich stört; - das Wesentliche ist, daß *ein* Material führend und charaktergebend ist. Sei es, welches es sei. Nur wenn wir diese Einheitlichkeit des Materials wiedergewinnen, können wir wieder eine höhere Kultur im Straßenbilde erzielen, nur dann kann die Straße wieder ein gut bewohnbarer Raum werden, der seinen beruhigenden und klärenden Einfluß auf seine Benutzerscharen ausübt.

Aber auch damit ist noch nicht alles getan. Es ist nur die wichtige Vorbedingung zu diesem Ziel. Innerhalb dieser Vorbedingung muß nun weiter die Macht bestehen, auch die architektonischen Gestaltungen so miteinander in Einklang zu bringen, daß bezüglich der durchgehenden Linienzüge, der Dächer, der architektonischen Betonungen, kurz, aller derjenigen Elemente, welche die rhythmische Wirkung des Architekturindrucks bestimmen, ein einheitliches Raumziel verfolgt wird.

Mit anderen Worten, für alle wichtigen architektonischen Räume der Stadt muß eine erhöhte Einflußmöglichkeit der Baupflege mit dem Ziel einer erhöhten Harmonie gesetzlich festgelegt werden. Es wird nicht an Stimmen fehlen, die in solchen Zielen nur die Beeinträchtigung der persönlichen Freiheit des einzelnen Bauherrn sehen und sie deshalb ganz unzeitgemäß nennen werden. Das heißt aber, das Nebensächliche in den Vordergrund schieben. Wir müssen uns immer mehr bewußt werden, daß es nicht eine private Sache ist, wenn man ein Bauwerk in eine Stadt stellt. Was man innen in diesem Bauwerk macht, ist ganz private Angelegenheit, was aber außen gemacht wird, ist eine Sache der Gesamtheit, die der Willkür des einzelnen entzogen werden muß. Die Eindrücke einer Stadt sind eines der wertvollsten Güter der Öffentlichkeit. Die Forderungen für die Harmonie dieser Eindrücke sind weit wichtiger als die Tatsache, daß ab und an der einzelne von einer Liebhaberei zu-

gunsten der Gesamtheit Abstand nehmen muß. In den meisten Fällen handelt es sich nicht einmal darum, sondern nur um die Forderung, daß beim baulichen Gestalten vom Gesamteindruck *bewußt* ausgegangen wird, und sich ihm das einzelne einordnet, statt daß der hoffnungslose umgekehrte Weg eingeschlagen wird, der in Wahrheit den Gesamteindruck ganz außer acht läßt. Wird dieser Gesichtspunkt zur Selbstverständlichkeit einer gut geregelten Stadt, ebenso wie die nicht weniger einschneidenden sonstigen Bestimmungen des Bebauungsplanes das ja bereits sind, so werden sich Absichten des Bauherrn und Absichten des Künstlers bald mühelos diesen Vorbedingungen einfügen. Sie sollen nicht ausgeschaltet, sie sollen nur in das Gefüge eines höheren Zweckes eingeschaltet werden.

So sehen wir hier Ansprüche hervortreten, die mit den allgemeinen Gesichtspunkten der Zeit durchaus zusammenstimmen. Es ist nicht nur eine ästhetische, sondern in erster Linie eine soziale Forderung, wenn man verlangt, die Straße, diesen Wohnraum der Massen, nicht der Willkür geschmacklicher Einzelabsichten zu überlassen, sondern nach einheitlichen Zielen zur bestmöglichen Gestaltung zu bringen. Die freiwillige Einordnung, die damit vom einzelnen gefordert wird, ist nichts anderes, als was wir in zahlreichen sonstigen Beziehungen bei jedem Gemeinschaftsunternehmen heute fordern. Die Öffentlichkeit hat nur noch nicht genügend erkannt, daß es ein wertvoller, der Allgemeinheit gehörender Kulturbesitz ist, um den es sich in den werdenden äußeren Formen einer Großstadt handelt, sonst würde sie solche Forderungen ganz von selber als ihr gutes Recht und nicht etwa als eine lästige Pflicht betrachten.

Ist derartig bei der Geschäftsstraße die Vereinheitlichung in der Architektur an Stelle der gegenwärtigen nervösen Mannigfaltigkeit ein dringendes Erfordernis im Interesse der Volkskultur, so scheint bei der städtischen *Wohnstraße*, - wenigstens soweit die Kleinwohnungsstraße in Frage kommt, - die Sache im ersten Augenblick umgekehrt zu liegen. Besonders, wo es sich um kleine Wohnungen im Etagenhaus handelt,

pflegt eine solche Straße ganz unter dem Eindrucke der Gleichartigkeit ihrer Gebilde zu stehen. Die Einförmigkeit ist meist ihr lähmender Charakterzug. Diese Gleichartigkeit ist nichts Freiwilliges, sie ergibt sich daraus, daß unter den gleichen Bebauungsplanverhältnissen einer bestimmten Straße die äußerste Ausnutzung aller baupolizeilich zugelassenen Möglichkeiten einen starren Typus erzeugt, der in der ewigen Wiederkehr gleichmäßig vorspringender Balkone und hart ausladender Erker sein architektonisches Gepräge findet. Daß dies Gerüst unter Umständen bald so, bald so »verdekoriert« wird, bleibt ein machtloses Unterfangen und ändert an der Einförmigkeit nichts. Und doch liegt hier die Forderung in Wahrheit nicht anders, wie bei der Geschäftsstraße. Diese Forderung geht dahin, Macht darüber zu haben, die baulichen Einzelheiten zu einem gemeinsamen Ziel zu lenken; dies Ziel kann entgegengesetzt sein: es kann liegen im Eindämmen allzu lauter Verschiedenartigkeit oder im Auflösen allzu öder Einförmigkeit. Beides kann nur erreicht werden, wenn man in größerem Zusammenhange zu disponieren vermag. Handelt es sich also in einem Falle darum, die allzu große individuelle Mannigfaltigkeit zusammenzustimmen, so im anderen darum, die allzu große mechanische Gleichartigkeit zu gliedern. Die Bauordnungsbedingungen müssen die Möglichkeit geben, aus der Art der Verteilung der über die Baulinie vorspringenden Massen verschiedene Gliederungen zu entwickeln, sobald man große zusammenhängende Gebäudeflächen vor sich hat. Muß die Möglichkeit, durch planvolle Behandlung größere künstlerische Werte aus der Straßengestaltung zu erzielen, bei der Geschäftsstraße durch gesetzliche Anordnungen erreicht werden, so sieht man bei der Wohnstraße, daß auf *privatem Wege* das Zusammenfassen einzelner Bauabsichten zu großen gemeinsamen Unternehmungen den Boden dafür gibt. In der Zeit zwischen den beiden Kriegen sind überall in Deutschland unter der Hand feinfühligere Architekten Siedlungen entstanden, die in sich abgeschlossene städtebauliche Organismen von oft großem Reize darstellen. Die architektonische Behandlung ist aber nur eines der Mittel, das uns

gegeben ist, um die großstädtische Wohnstraße aus ihrer Erstarrung zu reißen. Ebenso wichtig ist vielleicht die Frage der Bepflanzung. Überall, wo man die Architektur einheitlich gestalten kann, sollte man zugleich auch aus den Vorgärten eine einheitliche große Anlage machen. Die Wirkung solcher größeren Anlage, die mit geringem Aufwand weit stärkere Wirkungen ermöglicht, kann von größter Bedeutung werden.

Wieder also handelt es sich um ein Einordnen. Wir müssen uns klar darüber sein, daß, wenn wir heute nach Freiheit verlangen, es zuerst die Freiheit der Allgemeinheit ist, die in Betracht kommt, dann erst die Freiheit des einzelnen, und wir wissen, daß diese beiden Arten von Freiheit oftmals in Widerspruch miteinander stehen. Das Problem unserer neuen Daseinsordnung ist nichts anderes als der Versuch, diesen Widerspruch zu lösen. Er läßt sich aber auf allen Gebieten nur lösen, wenn man auf eine freiwillige Einordnung des einzelnen unter die Gesichtspunkte der Gesamtheit rechnet. Nur die Kräftesteigerung, die dadurch erreicht wird, ermöglicht es, den einzelnen auf diesem Boden wieder zu freier Geltung kommen zu lassen. Nirgends ist diese Freiheit durch Einordnung nötiger als in den Fragen großstädtischer Baukunst. Wer hier an nichts anderes denkt, als wie er einzeln tanzen möchte, stört die Harmonie der Gesamtheit. Schon einer vermag sie zu stören. - Nur wer sich in den rhythmischen Fluß eines großen Reigens einfügt, fördert die Harmonie des Ganzen und wird zum Dank dafür selber von Harmonie durchstörmt.

Solchen einheitlichen Rhythmus, nach dem sich das Ganze bewegt, müssen wir in der Architektur der Straße verlangen. Bisher gibt es das Mittel, solchen Rhythmus zur Geltung zu bringen, noch nicht. Es muß bewußt aus dem Willen des Volkes heraus geschaffen werden, denn erst dadurch vermag die Straße das zu bedeuten, was sie sein sollte, ein Mittel der Volkskultur.

Durch solche Betrachtungen sind wir unwillkürlich von Einzelgesichtspunkten in den Bereich großer allgemeiner Fragen gekommen. Wir wollen eine Reform der Straße, - sie wird erst ganz möglich werden als

Teil einer Reform des Gesamtorganismus, in den sie sich einfügt: der Stadt. Das große Problem der Zeit ist letzten Endes die Aufgabe, das verzerrte Gebilde umzugestalten, das sich als heutige Großstadt herausgebildet hat. Das ist aber nur erreichbar von einem Punkte aus: von der Wohnungsfrage. Am Ende aller Fragen der Volkskultur steht daher die Wohnungsfrage, wie sie uns im Rahmen des Großstadtproblems entgegentritt.

Wir kamen aus einer Zeit, deren Kulturzustand bemessen wurde nach der *besten Leistung*, die sie auf dem Gebiet des Wohnwesens aufweisen konnte.

Wir gehen in eine Zeit, deren Kulturzustand bemessen werden wird nach der *schlechtesten Wohnung*, die sie entstehen läßt.

Dr.-Ing. Dieter Schäfer
Architekt-Ingenieur
Uhlenhorster Weg 28
22085 Hamburg

FRITZ SCHUMACHER

ERZIEHUNG DURCH
UMWELT



JOHANN TRAUTMANN VERLAG
HAMBURG

Dieser Scan eines Buches

von **Fritz Schumacher**

wurde im Juli 2018

– mehr als 70 Jahre nach dem Tod von Fritz Schumacher –

(Fritz Schumacher;

Geboren: 4. November 1869, Bremen;

Gestorben: 5. November 1947, Hamburg)

angefertigt von **Jörg Beleites**, Hamburg,
Mitglied der Fritz-Schumacher-Gesellschaft.

Fritz-Schumacher-Gesellschaft e.V.

Vereinigung zur Förderung der Baukultur

c/o Fritz-Schumacher-Institut

<http://fritzschumacher.de/gesellschaft/>

Das Original dieses Buches ist Bestandteil
der **Bibliothek des Fritz-Schumacher-Instituts**
und kann dort eingesehen werden.

Schumacher, Fritz

Erziehung Durch Umwelt.

Hamburg: Trautmann, 1947.

Signatur: 9.035

Seit 2013 befindet sich das *Fritz-Schumacher-Institut*
in den ehemaligen Räumen der HafenCity Universität Hamburg,
Hebebrandstraße 1, Haus B, Raum 12.

<http://fritzschumacher.de/institut/institut/>

Der Scan ist mit OCR-Texterkennung bearbeitet und anschließend optimiert worden.

Es ist also eine Volltextsuche in ihm möglich.

Hamburg, 18.7.2018 Jörg Beleites